STUDIEN UND TEXTE ZUR SOZIALGESCHICHTE
DER LITERATUR

Herausgegeben von
Wolfgang Frühwald, Georg Jäger, Dieter Langewiesche,
Alberto Martino, Rainer Wohlfeil

Band 45

Murray G. Hall

Der Paul Zsolnay Verlag

Von der Gründung bis zur Rückkehr aus dem Exil

Max Niemeyer Verlag
Tübingen 1994

Redaktion des Bandes: Alberto Martino

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Hall, Murray G.: Der Paul-Zsolnay-Verlag : von der Gründung bis zur Rückkehr aus dem Exil / Murray G. Hall. – Tübingen : Niemeyer, 1994
(Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur ; Bd. 45)
NE: GT

ISBN 3-484-35045-8 ISSN 0174-4410

© Max Niemeyer Verlag GmbH & Co. KG, Tübingen 1994
Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen. Printed in Germany.
Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier
Erstellung der Druckvorlage: Murray G. Hall
Druck und Buchbinder: Weihert-Druck, Darmstadt

Inhaltsverzeichnis

1. Zur Problemstellung und Forschungslage 1

2. Das Quellenmaterial 7

2.1. Das Verlagsarchiv. Eine Bestandsaufnahme 7
2.2. Amtliche und halbamtliche Quellen 11

3. Der Verlag in der Geschichtsschreibung 13

4. Zur Familie des Verlegers 23

4.1. Adolph Wix und seine Familie 23
4.2. Der Gärtner gründet einen Verlag 27
4.2.1. Geldfragen 29
4.2.2. Felix Kostia-Costa 39

5. Das erste Verlagsjahr 43

5.1. Eine Produktionsübersicht 43
5.2. Der Verdi-Erfolg 44
5.3. Musikerbriefe 45
5.4. Die Sonderrechte 46
5.5. Der Vermittler Hans Jacob 47
5.6. Der zweite Autor Hans Kaltneker 49
5.7. Der Franzose Paul Géraldy 54
5.8. Der Nachlaß Franz Kafkas 59
5.9. Kritik an der »Ausländerei«. Claude Anets »Ariane« 62

6. Exkurs. Der »Zeitkunst-Verlag« 69

7. Der Kampf um Galsworthy 73

8. Das Erbe Kurt Wolffs 91

8.1. Der »abgeworbene« Schwierige. Heinrich Mann 91
8.1.1. Mann empfiehlt Martin du Gard 101
8.1.2. Mann macht Seitensprünge 103
8.1.3. Manns Abschied 108
8.2. Weitere Abwerbungen 110
8.3. Exkurs. Theodor Däubler und Else Lasker-Schüler 111

8.4. Carl Sternheim 112
8.5. Brod kommt zu Zsolnay 114
8.5.1. Brod als Vermittler (Roth, Brügel, Baum, Walser) 129
8.5.2. Ludwig Winder erscheint nicht 134
8.5.3. Hans Natoneks drei Romane 135
8.5.4. Der junge »Prager« Friedrich Torberg 140

9. Das zweite Verlagsjahr 1925 147

9.1. Eine Produktionsübersicht 147
9.2. Russische Literatur und die »Ausländerei« 148

10. Zeitschriftenpläne und Magazinangebote 156

10.1. Das Jahrbuch 156
10.2. Literaturzeitschriften 158
10.2.1. Das »Querschnitt«-Projekt 158
10.2.2. Gerhart Hauptmann als Zeitschriftenherausgeber? 159
10.3. Nationale Vorstöße. Der Brückenbauer Elster 163
10.4. Südostdeutsche Literaturblätter 168
10.5. Das Werk. Erika Spann-Rheinsch 169

11. Übersicht über die Produktion 1926-1929 171

12. Frauen und »Frauenromane« 175

12.1. Mela Hartwig 175
12.2. Victoria Wolf 181
12.3. Lili Grün 182
12.4. Hilde Spiel 186
12.5. Paula von Preradovic 188
12.6. Elisabeth Kraus-Kassegg 188

13. Skandinavische Literatur 190

13.1. Vilhelm Moberg 190
13.2. Ein Verlagsmitarbeiter wird verhaftet 198
13.3. Kotas vermittelt weiter 201
13.4. Karl Gunnarson 202
13.5. Alice Lyttkens 203
13.6. Thit Jensen und Jo Jacobsen 204

14. Paul Zsolnays Bibliothek zeitgenössischer Werke 208

15. Fünf Lyriker. Haringer, Sonka, Wittner, Kramer, Csokor 234

15.1. Jakob Haringer 235
15.2. Hugo Sonnenschein-Sonka 236

15.3. Victor Wittner 240
15.4. Theodor Kramer 244
15.5. Franz Theodor Csokor 245

16. Das Übersetzungsprogramm bis Ende 1938 248

16.1. Lektorat und Übersetzer 249
16.2. Die Übersetzungsliteratur 254
16.3. Das Schicksal von H.G. Wells 260
16.4. A.J. Cronin. Das Buch in der Propaganda. »Die richtigen Waffen« 263
16.5. Die Ausschaltung Theodore Dreisers 269
16.6. Das »andere« Verbot. Pearl S. Buck 273
16.7. Produktionsentwicklung und neue Autoren vor 1938 280
16.8. Vorboten des programmatischen Umbruchs. Italiener im Verlag 281
16.9. Exkurs. Hermann Broch und der Zsolnay Verlag 283
16.10. Daniele Varè 286
16.11. Exkurs. NS-Literatur von Jakob Schaffner 288
16.12. Varè in der Propaganda 293

17. Die Krisenjahre 1930-1933 299

17.1. Entwicklungen bei der Konkurrenz 299
17.2. Neue familiäre Verhältnisse 303
17.3. Von der Ges.m.b.H. zur A.G. 305
17.4. Die Devisensperre 307
17.5. Übersicht über die Produktion 1930-1933 309
17.5.1. Normale Ausgaben 309
17.5.2. Die Sonderausgaben 1930-1933 313
17.5.3. Produktionsanalyse nach Gattung 315

18. Die zweite Phase der Abwanderung 316

18.1. Walter von Molo 316
18.2. Die »Stippvisite« Emil Ludwigs 321
18.3. René Fülöp-Miller 327

19. Österreichische Autoren 333

19.1. Egmont Colerus 333
19.2. Grete von Urbanitzky 339
19.3. Erwin H. Rainalter 344
19.4. Stefan Grossmann 345
19.5. Oskar Jellinek 347
19.6. Ernst Lothar 349
19.7. Andreas Thom 352
19.8. Nicht erworbene Österreicher 353
19.9. Leo Perutz 354
19.10. Heinrich Eduard Jacob 356

19.10.1. Biographischer Exkurs 360

20. Die Jahre 1933-1935. Aderlaß und Kassensturz 363

20.1. »Merkwürdige Umschichtungen« 363
20.2. Die RDS-Episode 372
20.3. Die »Ariane«-Beschlagnahme 384
20.4. Bilanz des Aderlasses 390
20.5. Der Finanzskandal im Jahr 1934 394
20.6. Die Einkehr der Nationalen und der Streit mit Vesper 400
20.7. Die Untersuchung der Staatspolizei 420
20.8. Die Nationalen wehren sich 425
20.9. Übersicht über die Produktion 1934-1935 431

21. Die Bücher der Nationalen bis 1938 433

21.1. Rudolf Hans Bartsch 434
21.2. Hermann Stuppäck 435
21.3. Karl Wache 436
21.4. Oswald Menghin 436
21.5. Josef Wenter 437
21.6. Otto Emmerich Groh 438
21.7. Wladimir von Hartlieb 438
21.8. Karl Hans Strobl 439
21.9. Hermann Graedener 442
21.10. »Ein deutscher Sherlock Holmes wäre auch mal ganz nett« 445
21.11. »Synchronschwimmer und Seiltänzer«. Friedrich Schreyvogl 458
21.12 »Franziskus von Olmüsi« (Franz Spunda) 464
21.13. Poetae minores 469

22. Übersicht über die Verlagsproduktion 1936-1938 479

22.1. Produktionsanalyse nach Gattung 484

23. Der Erfolgsautor Franz Werfel 485

24. Der Abschied vom Verlag 503

24.1. Veränderungen im Verlag 503
24.2. Zsolnay in London 508
24.3. Werfel kündigt 513
24.4. Zsolnay in Verdacht 524
24.5. Saltens Abgang 530
24.6. Das Abenteuer um »Perri« 534
24.7. Zsolnays besondere Pläne mit Heinemann 547

25. Aus dem Programm der dreißiger Jahre 551

25.1. Ungarische Gegenwartsliteratur 556
25.2. Zarek, Leffler, Seitz & Co. 564
25.3. Johannes Freumbichler 568
25.4. Alma Holgersen 581
25.5. Roda Roda 585
25.6. Exkurs 595

26. Erich Ebermayer, Kasimir Edschmid und Frank Thiess 597

26.1. Erich Ebermayer 597
26.2. Die »fortschreitende Entwicklung zum unzufriedenen Autor« 600
26.2. Kasimir Edschmid 614
26.3. Frank Thiess. Die »innere Emigration« im Spiegel der Verlagskorrespondenz 617
26.3.1. Tsushima. Ein Bestseller wider Willen 619
26.3.2. Das Reich der »Märchen« 624

27. Am Vorabend der »Arisierung« 628

27.1. Auszeichnung für Paul Zsolnay 628
27.2. Anzeigenverweigerung 628
27.3. Boykottmaßnahmen 632
27.4. Die Stimmung vor dem Treffen Hitler-Schuschnigg 638
27.5. Bilanz einer Bilanz 639

28. Der Verlag von März 1938 bis zur Sperre 1939 644

28.1. Ereignisse um die Übernahme 644
28.2. Der wirtschaftspolitische Hintergrund 649
28.3. Die Reichsschrifttumskammer und Österreich 658
28.3.1. Karl H. Bischoff 661
28.4. Die Scheinarisierung 668
28.5. Die Entlassung Felix Costas 670
28.6. Jantsch wird unter Druck gesetzt 674
28.7. Die Schließung des Verlags 677

29. Der Verlag unter der Leitung des Treuhänders 678

29.1. Erste Aufgaben 678
29.2. Ein Käufer wird gesucht 682
29.3. Der Überraschungscoup des Propagandaministeriums 689
29.4. Das Karussell mit den Beschwerden 691
29.5. Der Treuhänder zieht Bilanz 699

30. Von Zsolnay zu Bischoff zu Zsolnay 702

30.1. Die Verlagsproduktion 1939-1945 im Überblick 703
30.1.1. Die Produktion von Neuerscheinungen 1938-1945 703
30.1.2. Die Produktion von Neuauflagen 1938-1945 703
30.1.3. Die Gesamtproduktion 1938-1945 in absoluten Zahlen 704
30.1.4. Die Verlagsproduktion 1939-1945 in chronologischer Reihenfolge 705
30.1.5. Produktionsanalyse nach Gattung 709
30.1.6. Autoren und deren Neuauflagen in absoluten Zahlen 712
30.2. Die hundert kleinen Bücher 713
30.3. Karl H. Bischoff. Verlag und Programm 717
30.3.1. »Es herrscht nun im Verlag ein frischer Zug« 719
30.4. Das Ende der Sonderausgaben 721
30.5. Die Planung im Krieg 726
30.6. Angekündigte, aber nicht erschienene Verlagswerke 729
30.7. Linzer Bücherei 733
30.8. Im Zirkel 734
30.9. Lenkungsmaßnahmen 736
30.10. Die Papierfrage und andere Rahmenbedingungen 738
30.11. Die tägliche Praxis im Krieg 744
30.12. Feldpost-Ausgaben und OKW.-Ausgaben 749
30.13. Die Leipziger Katastrophe 758
30.14. Buchausstattung und Werbung 764
30.16. Ende und Ausblick 766

Abkürzungen 770

Literaturverzeichnis 772

Ungedruckte Quellen 772

Gedruckte Quellen 773

Anhang 781

Die Produktion des Paul Zsolnay Verlags und des Karl H. Bischoff Verlags 781

Berliner Feldhefte in Kriegsarbeitsgemeinschaft mit dem Bär Verlag 820

Theaterabteilung Paul Zsolnay Verlag 820

Register 823

1. Zur Problemstellung und Forschungslage

Als Carl Junker (1864-1928), der seinerzeitige Redakteur der *Österreichisch-ungarischen Buchhändler-Correspondenz* und praktisch einzige Historiker des österreichisch-deutschen Buchhandels 1926 konzedieren mußte, daß dessen Geschichte noch nicht geschrieben worden sei - »nicht einmal die in den alten Erbländern und in der gegenwärtigen Republik« - konnte er kaum ahnen, daß seine Worte mehr als 60 Jahre später ihre Gültigkeit noch nicht verloren hatten. Dafür gibt es mehrere Gründe: Die Geschichtsschreibung in Österreich hat weder durch die Buchhandelsbranche noch durch die Hochschulen bislang einen signifikanten Impuls bekommen. Es gibt an keiner Universität in Österreich einen Lehrstuhl für Buchhandelsgeschichte, und das führt dazu, daß das Fach sich in einer eigenartigen Zwitterstellung befindet. So entstehen buchhandelsgeschichtliche Arbeiten an den Instituten für Publizistik, Germanistik, Zeitgeschichte und Vergleichende Literaturwissenschaft noch ohne sachliche Koordinierung. Auch gibt es keine Historische Kommission oder ähnliche Einrichtung, die die Forschung kanalisieren oder vorantreiben könnte. Mit der fachlichen Betreuung des Archivs im Buchgewerbehaus in Wien, das noch einer gezielten Auswertung harrt, steht es heute auch nicht zum besten. Der entscheidende Impuls muß von Österreich kommen, denn »Hilfe« aus dem Ausland ist nicht zu erwarten. Der Titel einer kürzlich in der Bundesrepublik erschienenen *Geschichte des deutschen Buchhandels* läßt nicht ahnen, daß nur der »deutsche« Buchhandel im Mittelpunkt der Betrachtung steht, und daß der österreichisch-deutsche Buchhandel kaum Berücksichtigung findet. Daher ist es nicht weiter verwunderlich, wenn Stellen, an denen der österreichische Buchhandel Erwähnung findet, beinahe an den Fingern einer Hand zu zählen sind.[1] Eine jüngst erschienene, mehr oder weniger definitive Studie über die nationalsozialistische Literaturpolitik nimmt die wissenschaftliche Literatur der letzten fünfzehn Jahre zum Thema österreichischer Buchhandel bzw. österreichisches Verlagswesen in diesem Zeitraum überhaupt nicht zur Kenntnis.[2] Das trifft nicht nur auf die beiden genannten Arbeiten zu, auch eine 1992 publizierte Geschichte der deutschen Abteilung des Allert de Lange Verlags in Amsterdam, der mit dem Wiener E.P. Tal

---

[1] Reinhard Wittmann: *Geschichte des deutschen Buchhandels. Ein Überblick.* München: C.H. Beck 1991. Symptomatisch war bereits der Artikel »Österreichischer Buchhandel« im *Lexikon des gesamten Buchwesens*. Hrsg. von Karl Löffler und Joachim Kirchner unter Mitwirkung von Wilhelm Olbrich. Band 2. Leipzig: Verlag Karl W. Hiersemann 1936, S. 562-563, wo der Gegenstand innerhalb weniger Zeilen erledigt wurde.

[2] Jan-Pieter Barbian: Literaturpolitik im »Dritten Reich«. Institutionen, Kompetenzen, Betätigungsfelder. In: *Archiv für Geschichte des Buchwesens* 40 (1993), S. 1-394.

Verlag eine Verlagsgemeinschaft gründete, kennt als einzige Studie zum österreichischen Buchhandel eine Arbeit aus dem Jahr 1928.[3]

Die Situation auf dem Gebiet der Verlags- und Buchhandelsgeschichte hat übrigens ihr Pendant in der Literaturgeschichtsschreibung Österreichs. Wir verfügen heute z.B. über keine gültige, sozialgeschichtliche Aspekte berücksichtigende Geschichte der Literatur in Österreich im 20. Jahrhundert. Der letzte Band der *Deutsch-Österreichischen Literaturgeschichte* von Nagl-Zeidler-Castle erschien 1937. Die allseits beliebten, marktgängigen »Sozialgeschichten« der deutschen Literatur wiederum zeigen Österreich und die österreichische Literatur bestenfalls als ein Randthema, das mit einem Gastbeitrag abgedeckt wird. Und es ist schon zu Recht bemängelt worden, daß solche Reihen den Spezifika der »österreichischen Literatur« mehr schlecht als recht Genüge tun.[4] Der sozialgeschichtliche Hintergrund wird nicht ausreichend ausgeleuchtet, es wird zwischen der Lage in der Weimarer Republik und der österreichischen Zwischenkriegszeit zu wenig differenziert (als ob die Ereignisse der Jahre 1918 und 1933/34 in beiden Ländern auf Schriftsteller, Verlage und Buchhandel dieselben Auswirkungen gehabt hätten), die österreichische Literatur wird in der Geschichtsschreibung mehr oder minder »gleichgeschaltet« und in den Gesamtkomplex der deutschen Literatur aufgesogen, die Texte werden der Zeitbedingtheit enthoben und Perspektiven für eine zutreffende Wertung der Texte werden nicht berücksichtigt. Aber gerade auf dem Gebiet der Buchhandels- und Verlagsgeschichte könnten die historischen Determinanten bei allen Parallelen nicht unterschiedlicher sein. Der wichtige Hinweis von Peter R. Frank in seinem Bericht über den deutschen Buchhandel im Österreich des 18. Jahrhunderts, daß Deutschland im 18. und 19. Jahrhundert sprachlich ziemlich homogen war, während die Habsburgermonarchie mehr- bzw. vielsprachig und multi-kulturell war, möge hier genügen.[5] Daß zu Anfang des 19. Jahrhunderts Deutschsprechende bloß ein Drittel der Bevölkerung ausmachten, obwohl Deutsch die Herrschaftssprache war, läßt es als naheliegend erscheinen, daß andere Rahmenbedingungen für den Buchhandel und das Verlagswesen im Spiel waren als in den deutschen Territorien.

---

[3] Kerstin Schoor: *Verlagsarbeit im Exil. Untersuchungen zur Geschichte der deutschen Abteilung des Amsterdamer Allert de Lange Verlages 1933-1940.* Amsterdam-Atlanta 1992 (= Amsterdamer Publikationen zur Sprache und Literatur, Band 101).

[4] Siehe dazu vor allem den Diskussionsbeitrag von Wendelin Schmidt-Dengler: Prolegomena zu einer Sozialgeschichte der österreichischen Literatur der Zeit zwischen 1918 und 1938. In: Eduard Beutner u.a. (Hg.): *Dialog der Epochen. Studien zur Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts. Walter Weiss zum 60. Geburtstag.* Wien: Österreichischer Bundesverlag 1987, S. 23-34.

[5] Peter R. Frank: Der deutsche Buchhandel im Österreich des 18. Jahrhunderts. Vorgeschichte, ein vorläufiger Bericht über die Forschung und Ausblick. In: *Das achtzehnte Jahrhundert und Österreich. Jahrbuch der Österreichischen Gesellschaft zur Erforschung des achtzehnten Jahrhunderts.* Band 7/8. Wien: VWGÖ 1993, S. 111-129. Hier S. 118f. Frank bereitet eine weiterführende Studie zum Thema Buchhandel in Österreich vom 18. zum 19. Jahrhundert vor.

Trotz beachtenswerter Einzelleistungen steht es mit der Erforschung der Buchhandelsgeschichte in Österreich nicht zum besten.

Auf die vielen einschlägigen Publikationen Carl Junkers folgte chronologisch gesehen die 1928 an der Universität Innsbruck von Adolf Stierle unter eigenem Namen eingereichte Kompilation der Arbeiten Carl Junkers. Seine Doktorarbeit wurde gar publiziert.[6] Es trat dann eine Pause ein, die bis nach Ende des Zweiten Weltkriegs dauerte. 1949 legte Klaus Remmer am Institut für Publizistik eine interessante Arbeit über Presse und Buchhandel bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts[7] vor, zwei Jahre später folgte eine Arbeit über Verlage in Wien im 19. Jahrhundert von Harald Schnattinger.[8] 1959 (Druck 1961) entstand eine umfangreiche Arbeit von Ursula Giese über den berühmt-berüchtigten Nachdruckspezialisten Johann Thomas Edler von Trattner. Der Nachteil dieser auf eingehendem Quellenstudium beruhenden Studie besteht darin, daß Giese kaum eine Verbindung zum literarischen Leben der Zeit herstellt und daß sie zu wenig ausarbeitet, was Trattner für die schöne Literatur leistete.[9] Für das Jahr 1973 ist eine Dissertation aus Graz von Johanna Lotschak zu verzeichnen, die dem Titel nach der Geschichte des österreichischen Buchhandels gewidmet ist. Doch was die hier präsentierten Erkenntnisse betrifft, stammen sie weder von der Verfasserin noch sind sie neu. Es handelt sich vielmehr um eine getreue Abschrift der erwähnten Dissertation von Schnattinger, versehen mit einem neuen Titelblatt, deren »Bibliographie« überdies die plagiierte Arbeit geflissentlich verschweigt.[10] 1985 legte Werner Schlacher an der Universität Graz eine Arbeit über belletristische Verlage in der Steiermark nach 1945 vor,[11] und im selben Jahr erschien vom Verfasser eine zweibändige Geschichte des österreichischen Verlagswesens in der Zwischenkriegszeit.[12] 1988 (Druck 1992) legte Michael Winter eine Dissertation über den Verleger Georg Philipp Wucherer vor.[13]

---

6 Adolf Stierle: *Der österreichische Buchhandel in der Nachkriegszeit mit Berücksichtigung der Nachfolgestaaten Österreich-Ungarns*. Wien-Leipzig: Hölder-Pichler-Tempsky A.G. 1928.

7 Klaus Remmer: Die Wiener Presse und der Buchhandel von ihren Anfängen bis zum Jahr 1848. Diss. Wien 1949.

8 Harald Schnattinger: Studien zum Wiener Verlagswesen des 19. Jahrhunderts. Diss. Wien 1951. Diese Arbeit wurde 1986 unter dem Titel »Studien zum Wiener Verlagswesen im 18. und 19. Jahrhundert« zum 60. Geburtstag von Dr. Harry Lechner zu Geschenkzwecken nachgedruckt. Schnattinger hat seinen Namen in Lechner geändert.

9 Ursula Giese: Johann Thomas Edler von Trattner. Seine Bedeutung als Buchdrucker, Buchhändler und Herausgeber. Diss. Wien 1959. Gedruckt in: *Archiv für Geschichte des Buchwesens* 3 (1961), Sp. 1013-1454.

10 Johanna Lotschak: Geschichte des österreichischen Buchhandels unter besonderer Berücksichtigung von Wien. Diss. Graz 1973.

11 Werner Schlacher: Die steirischen Buchverlage zwischen 1945 und 1955 unter besonderer Berücksichtigung der belletristischen Produktion. Diss. Graz 1985.

12 Murray G. Hall: *Österreichische Verlagsgeschichte 1918-1938*. 2 Bände. Wien-Köln-Graz: Böhlau 1985.

13 Michael Winter: Georg Philipp Wucherer (1734-1805) Großhändler und Verleger. In: *Archiv für Geschichte des Buchwesens* 37 (1992), S. 1-98. (= gekürzte Fassung der Wiener Dissertation)

Auf die Zeit nach 1945 konzentrierte sich eine Dissertation von Hans Peter Fritz aus dem Jahr 1989.[14] Eine 1990 von Ingrid Jeschke verfaßte Wiener Dissertation widmete sich erstmals eingehender der Buchhandlung Gerold,[15] und eine Diplomarbeit aus dem Jahr 1991 beschäftigte sich ausführlich mit der Alternativ-, Klein- und Mittelverlagsszene in Österreich seit 1968.[16] 1992 wurde eine materialreiche, mehrbändige Dissertation über Buchmarkt und Verlagswesen in Wien in den Jahren 1945-1955 vorgelegt.[17] Im Jahr darauf entstanden sowohl eine Arbeit über den Buchmarkt in Österreich mit besonderer Berücksichtigung von Salzburger Verlagen[18] als auch eine gründlich recherchierte und viel neues Terrain erschließende Diplomarbeit von Sigrid Buchhas »Der österreichische Buchhandel im Nationalsozialismus. Ein Beitrag zur Geschichte des Buchhandels unter besonderer Berücksichtigung Wiens«.[19]

Sieht man von der einen oder anderen Arbeit ab, fehlt dennoch eine systematische Erforschung der Buchhandelsgeschichte, es mangelt auch weitgehend an Studien über einzelne Verlage und Buchhandelsfirmen in Österreich. Liegen für eine Vielzahl von reichsdeutschen belletristischen Verlagen einschlägige Arbeiten vor, gelegentlich über manche Unternehmen gleich mehrere Monographien, so sieht die Lage in Österreich wesentlich schlechter aus. Bis 1994 gab es über keinen einzigen belletristischen Verlag der Zwischenkriegszeit eine selbständige Arbeit.[20] Nun liegen eine Studie über den Anzengruber-Verlag Brüder Suschitzky[21] und aus dem 19. Jahrhundert eine Monographie über den Verleger Leopold Rosner[22] vor.

Das Vorhandensein eines reichhaltigen Verlagsarchivs ist ein besonders reizvoller Ausgangspunkt für eine Monographie. Aber so erfreulich ein solches Archiv für den Wissenschaftler sein mag, schafft es doch bald logistische Probleme und zwingt methodische Überlegungen zu dessen Bewältigung geradezu auf. Zwei Leitgedanken waren für die vorliegende Arbeit bestimmend. Erstens die Tatsache, daß für den Paul Zsolnay Verlag eine Zeitlang der Firmenname »Verlag der Autoren«

---

[14] Hans Peter Fritz: Buchstadt und Buchkrise. Verlagswesen und Literatur in Österreich 1945-1955. Diss. Wien 1989.

[15] Ingrid Jeschke: Der Verlag Carl Gerold's Sohn. Seine Bedeutung für die österreichische Literatur der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Diss. Wien 1990.

[16] Albert Sachs: Zwischen Packpapier und Bibliophilie. Zur Geschichte und Situation österreichischer Alternativ-, Klein- und Mittelverlage von 1968 bis 1990. Diplomarbeit Univ. Wien 1991.

[17] Isabella Mitterböck und Andrea Schwarz: Buchmarkt und Verlagswesen in Wien während der Besatzungszeit 1945-1955. Diss. Wien 1992. 3 Bde.

[18] Konstanze Schäfer: Buchmarkt Österreich. Zwischen Internationalisierung und Rückbesinnung auf eine literarische Eigenständigkeit. Eine Untersuchung mit Fallbeispielen Salzburger Literaturverlage. Diplomarbeit Univ. Salzburg 1993.

[19] Univ. Wien, Institut für Zeitgeschichte, 1993

[20] Eine Ausnahme bildet die Arbeit von Brigitte Reyhani: Das literarische Profil des Wiener Verlages von 1899. Diss. Graz 1971.

[21] Annette Lechner: Die Verlagsbuchhandlung »Anzengruber Verlag Brüder Suschitzky« (1901-1938) im Spiegel der Zeit. Diplomarbeit Univ. Wien 1994.

[22] Sandra Schuschnigg: Der L. Rosner Verlag. Diplomarbeit Univ. Wien 1994.

im Gespräch war. Zweitens, die These Herbert G. Göpferts in Zusammenhang mit dem Thema »Verlagsbuchhandel«, nach der »die Vermittlungsbedingungen und -vorgänge mit ihren technischen, wirtschaftlichen, gesellschaftlichen, juristischen, polit., organisatorischen, also mit ihren jeweiligen histor. Determinanten nicht nur die Rezeption, sondern bereits die Produktion von Lit. mitbestimmen [...].«[23] Diese angesprochenen historischen Determinanten stehen im Mittelpunkt dieser Arbeit.

Es mag für manche überraschend klingen, aber die Korrespondenz zwischen dem Verlag und einem Autor dreht sich, wie das Archivmaterial überdeutlich zeigt, nicht um Stilprobleme, um Werkinhalte, um Verbesserungsvorschläge oder ähnliches, sondern an erster Stelle um Geld, um Erscheinungstermine, Auflagenhöhen, um Werbung, um Herstellungsfragen. Aus dem Briefwechsel zwischen den Autoren und ihrem Verleger wird hier sehr ausgiebig zitiert, um sowohl der Autorengeschichte als auch der Verlagsgeschichte Rechnung zu tragen. Auf Information über Erscheinungstermine und Auflagenzahlen wird ebenfalls großer Wert gelegt, weil es zu den oft schwierigsten Aufgaben des Literaturwissenschaftlers gehört, Auflagenzahlen in Erfahrung zu bringen. Erscheinungstermine bieten nicht selten Datierungshilfe. Wenn vorhin von Autoren- und Verlagsgeschichte die Rede war, so wurde versucht, einen Kompromiß zu finden zwischen einer Aneinanderreihung von Kapiteln und Abschnitten über einzelne Autoren oder Gruppen von Schriftstellern, die den Blick auf die Entwicklung des Verlags verdrängt hätte, und einer rein chronologischen Darstellung der Verlagsgeschichte, die inhaltliche Wiederholungen notwendig gemacht hätte.

Der Versuch, am Beispiel der Geschichte eines in Österreich bzw. Wien beheimateten Verlages, ein solches Unternehmen aus der Geschichte des deutschen Verlagswesens gleichsam zu extrahieren, stößt auf das Problem einer nachträglich konstruierten kulturellen Identität. Denn, wie viele Autoren betrachteten sich zeitlebens als »deutsche Dichter« allenfalls aus Österreich stammend und sahen zwar eine Staatsgrenze, die manche von ihnen als unnatürlich empfanden, aber keine kulturelle Grenze zwischen beiden Ländern? Und ist ein Verleger, wie z.B. Paul Zsolnay, für Österreich zu »reklamieren«, wenn er dem Selbstverständnis nach ein deutscher Verleger im Dienste der deutschen Literatur war? Eine Antwort ist jenseits der gemeinsamen - andere würden meinen: sie trennenden - Sprache in der in der Zwischenkriegszeit mangelhaft entwickelten eigenständigen kulturellen Identität zu suchen.

Es gilt zu zeigen, daß der literarische Markt in Österreich einschließlich der Rezeptions- und Produktionsbedingungen sowie der literarischen Gruppenbildung trotz der engen Verflechtungen mit dem lebenswichtigen deutschen Absatzmarkt sich z.T. anders entwickelte und anderen historischen Determinanten unterworfen war als etwa die Literatur in Deutschland vor oder nach 1933, von einzelnen Zäsu-

---

[23] *Reallexikon der deutschen Literatur*. Band 4, Berlin 1979, Sp. 651.

ren ganz zu schweigen. Insofern ist die Geschichte des größten und erfolgreichsten belletristischen Verlags in Österreich der Zwischenkriegszeit zugleich ein wesentliches Stück der österreichischen Literaturgeschichte. Darüber hinaus hat der Zsolnay Verlag als österreichisches Unternehmen etwas geschafft, was anderen versagt blieb, nämlich völlige Akzeptanz und Ebenbürtigkeit auf dem reichsdeutschen Verlagsmarkt zu erreichen. Diese Geschichte zeigt nicht nur ein Kapitel der verdrängten Geschichte der österreichischen Literatur, sie demonstriert auch, wie ein vom deutschen Markt abhängiger österreichischer Verlag - völlig wertfrei formuliert - mit dem Deutschen Reich zusammenarbeitete. Das heißt, sie gibt nicht nur über jene Faktoren Aufschluß, die Produktion und Distribution der österreichischen Literatur im Laufe von zwei Jahrzehnten bestimmten, sondern sie gewährt zudem noch einen einmaligen Einblick in die Mechanismen der NS-Schrifttumspolitik, und zwar aus der Sicht eines auf den reichsdeutschen Markt angewiesenen ausländischen Verlags. Die Geschichte des Paul Zsolnay Verlags hat dem Buchhandelshistoriker noch etwas Besonderes zu bieten. Die Zahl der schöngeistigen Verlage im Deutschen Reich, die nach den Jahren 1943/44 den Betrieb weiterführen durften, ist sehr gering. Und wahrscheinlich noch geringer ist die Zahl solcher Verlage, deren Archiv auch erhalten ist. Anders beim Paul Zsolnay bzw. Karl H. Bischoff Verlag. Das, was die Autorenkorrespondenz betrifft, vollständig erhaltene Archiv erlaubt einen einmaligen Einblick in den deutschen Buchhandel vor allem der Jahre 1939 bis 1945. Es sind daher vielerlei Erkenntnisse zu gewinnen, die aus dem Studium der Geschichte im Reich ansässiger Verlage vielfach gar nicht möglich ist und die im Detail meist bis heute gar nicht bekannt sind.

Mein Dank gilt zunächst dem Paul Zsolnay Verlag für die Möglichkeit, das Verlagsarchiv zur Grundlage der vorliegenden Arbeit zu machen und Material daraus zu veröffentlichen, ferner dem früheren Geschäftsführer des Paul Zsolnay Verlags, Gerhard Beckmann, der Prokuristin des Paul Zsolnay Verlags, Frau Olga Kaindl, für ihr Interesse und ihre wohlwollende Unterstützung sowie Frau Martha Heindl für ihre allgemeine Hilfe.

Ebenso danke ich Dr. Gerhard Renner und Werner J. Schweiger für Rat und Tat und Dr. Johann Sonnleitner für seine unentbehrliche Hilfe bei der Herstellung des Manuskripts. Auch Mag. Ernst Grabovszki möchte ich für seine Lektorenarbeit danken. Schließlich möchte ich hier den vielen Handschriftensammlungen im Ausland danken, die mir unbürokratisch bei der Beschaffung von Fotokopien wichtiger Korrespondenzen behilflich waren, und an entsprechender Stelle genannt werden. Last but not least möchte ich den Besitzern von Nachlässen, die mir in großzügiger Weise Material zur Verfügung stellten, meinen großen Dank aussprechen. Mein besonderer Dank gilt nicht zuletzt auch der seinerzeitigen Übersetzerin und Mitarbeiterin des Paul Zsolnay Verlags, Frau Anne Polzer in New York, die mir in einem mehrjährigen Briefwechsel sehr vieles aus ihren Erinnerungen an den Verlag in den 30er Jahren mitgeteilt hat, was in meine Arbeit auch Eingang gefunden hat.

2. Das Quellenmaterial

2.1. Das Verlagsarchiv. Eine Bestandsaufnahme

Der überwiegende Teil des Archivs besteht aus Büroordnern, die in alphabetischer Reihenfolge Korrespondenz mit und von Verlagsautoren beinhalten. So sind neben Briefen der Autoren an den Verlag auch Durchschläge der Briefe des Verlags wie auch autorenbetreffende Schriftstücke zusammengetragen, so daß sich in der Regel eine durchgehende Korrespondenz ergibt. Der Schriftverkehr mit vielen Autoren (wie andere Materialien auch) hat sich beinahe komplett erhalten, bei anderen kann das Fehlen des Briefwechsels zum Teil oder zur Gänze verschiedene Gründe haben. Erstens können »Kriegseinwirkungen« daran schuld sein: Da es in der Nähe des seit 1926 in der Prinz Eugen Straße im 4. Wiener Gemeindebezirk befindlichen Verlagshauses 1945 mehrere Bombenangriffe gab, wurden manche Archivunterlagen ausgelagert. Nicht zu allen Autoren konnten solche Ordner gefunden werden. In den letzten Jahrzehnten wurde auch manches Korrespondenzmaterial skartiert, das aber später im Autographenhandel in Wien wieder auftauchte. Offensichtliche Lücken in den Ordnern und Ordnerreihen bzw. das gänzliche Fehlen mancher Autoren können auf zweierlei Art erklärt werden: Nachdem der Verlag Mitte März 1938 in »verläßliche« Hände übergegangen war, besuchten mehrere Gestapo-Beamte im folgenden Monat das Verlagshaus und verlangten nicht nur, in einzelne Ordner Einsicht nehmen zu dürfen, sondern nahmen diese auch großteils in ihr Büro in der nahegelegenen Theresianumgasse 16 mit. Trotz der Zusicherung, daß diese Briefordner retourniert werden würden, vergingen Monate, ohne daß etwas geschah. Anfang Oktober 1938 schrieb die Verlagsdirektion an die Presseabteilung der Gestapo auf dem Morzinplatz in Wien,[1] um die Rückgabe nochmals zu urgieren. Es handle sich um »Korrespondenz, die wir für unseren Betrieb äußerst dringend benötigen«. »Da die wirtschaftlichen Interessen unseres Unternehmens dadurch großen Schaden erleiden und wir insbesondere eine ganze Reihe von ausländischen Geschäftsverbindungen, die zusätzliche Devisen bringen, nicht weiterführen können, müssen wir die Dringlichkeit ganz besonders erwähnen.« Nachsatz: »Es steht Ihnen selbstverständlich jederzeit die Einsicht in bestimmte Faszikel oder die Vorlage der Korrespondenz mit bestimmten Autoren frei. Die Briefordner aber, in denen sich auch einige Original-Verträge befinden, benötigen wir jedenfalls umgehend zurück. Wir bitten daher nochmals die Regelung der Angelegenheit beschleunigen zu wollen und uns mitzuteilen, wann die Briefordner abgeholt werden

[1] Dieses Schreiben vom 7.10.1938 ist ohne sichtlichen Sachzusammenhang im Briefordner der schwedischen Autorin Alice Lyttkens abgelegt worden.

können.« Hätte der Verlag diese Ordner tatsächlich abholen dürfen, wäre das ein etwas schwieriges Unterfangen gewesen, denn alles deutet darauf hin, daß die Ordner nicht in Wien, sondern in Berlin waren. Einen Hinweis auf die Zusammensetzung des beschlagnahmten Materials findet man erst wieder in einem Schreiben des Verlags vom 24. Mai 1939 an das Propagandaministerium in Berlin, Abt. II A. Gegenstand ist der Bericht »über das Verhältnis des Verlages zu dem jüdischen Autor Franz Werfel«,[2] auf den an anderer Stelle näher eingegangen wird. Der Verlag sei, so heißt es im Akt der Vermögensverkehrsstelle, zu diesem Zeitpunkt noch immer nicht in der Lage, den Sachverhalt bezüglich Werfels möglicher Schadensersatzansprüche an das Unternehmen einwandfrei zu klären, »da die gesamten Korrespondenz- und Vertragsmappen Franz Werfels mit denen anderer jüdischer Autoren nach dem Umbruche vom S.T.(!) Hauptamt der SS. beschlagnahmt wurden«. Der Treuhänder, Dr. Wilhelm Hofmann, hatte zwar, wie er sagte, veranlaßt, daß ihm die Mappen wieder zur Verfügung gestellt werden, ihm wurde »jedoch vom S.T. Hauptamt in Wien mitgeteilt, daß trotz dessen Anfrage in Berlin, wo sich dieses Material zur Überprüfung befinden soll, bisher von dort noch keine Nachricht gekommen sei«. Da sich diese Unterlagen nicht im Verlagsarchiv befunden haben, müssen wir davon ausgehen, daß sie vom Hauptamt in Berlin nicht zurückgegeben wurden. Darunter befanden sich nicht nur die Unterlagen zu Franz Werfel, sondern auch Korrespondenz mit Autoren wie Max Brod, Heinrich Eduard Jacob (fehlt zur Gänze), Heinrich Mann (ab 1933) sowie Emil Ludwig (fehlt zur Gänze). Unter den weiteren Lücken wären zu nennen: Pearl S. Buck (alles vor Oktober 1939), Edmund Finke (alles vor 1941) und Egmont Colerus (alles vor 1938), Ernst Weiß, Walther Eidlitz, Grete von Urbanitzky u.a. Nach Ende des Kriegs und im Zuge der Entnazifizierungsvorgänge dürfte es zu weiteren ähnlichen Abgängen gekommen sein. Diesmal haben Beamte der Staatspolizei Informationen über belastete Autoren eingeholt und offensichtlich inkriminierendes Material entdeckt.

Nach einer schriftlichen Aussage von Albert von Jantsch-Streerbach von Anfang 1946 dürften weitere Verluste auf das Konto von Karl H. Bischoff gehen. In einer »Information« für den in London weilenden Paul Zsolnay gibt Jantsch an, »daß K.H. Bischoff und seine Frau noch im März 1945 die Originale aller Autorenverträge (auch alle Ausländer Galsworthy, Cronin etc. etc., hier sind nur noch Abschriften), Lagerbestände, Geld, Teppiche genommen und Bilder aus den Verlagsräumen nach Laichingen (Württemberg) verschoben haben, wo sein Vater eine Buchhandlung besitzt«.[3] Diese Angaben ließen sich nicht überprüfen und ob diese Sachen »sichergestellt« wurden, war nicht festzustellen.

---

[2] Österr. Staatsarchiv, AdR, VSSt, Kommissare und Treuhänder, Kt. 900, 12.765, Band IV, Bl. 95.

[3] Jantsch-Streerbach an Paul Zsolnay, 28.1.1946, DLA Marbach, Nachlaß Albert von Jantsch-Streerbach.

Neben Korrespondenzordnern gibt bzw. gab es auch Ordner mit allgemeiner Korrespondenz mit Autoren, die nicht vom Verlag übernommen wurden. Allerdings fehlt hier alles vor 1939, sodaß z.B. interessante Korrespondenz mit Joseph Roth, um ein Beispiel zu nennen, nicht vorhanden ist. Von den Jahren 1928 bis in die 50er Jahre gibt es mehrere Ordner mit der Bezeichnung »Paul Zsolnay privat«. Neben Geschäftsbriefen Zsolnays Unternehmen in Preßburg betreffend, findet sich z.B. bislang nicht ausgewertetes Material zum »Österreichischen Klub« und dem »(Österreichischen) Kulturbund«, zwei Vereinen, mit denen Paul Zsolnay enge Verbindungen hatte und die für die NS-Politik der kulturellen Penetration Österreichs in den 30er Jahren große Bedeutung hatten, sowie einzelne interessante Autographen, etwa an hochrangige Regierungsmitglieder in den 30er Jahren. Teilweise erhalten sind Manuskriptbücher, die den Eingang eingereichter Texte registrieren. Aus ihnen geht z.B. hervor, daß Robert Musil im Jahre 1929 seinen Roman *Der Mann ohne Eigenschaften* beim Zsolnay Verlag zur Veröffentlichung einreichte.

Eine lückenlose Übersicht über die Verlagsproduktion erlaubt die »Herstellkartei« bestehend aus hunderten, alphabetisch nach Autorennamen geordneten A5-Karteikarten mit Angaben zu jedem Werk (Umfang, Papierart, Format, Satzspiegel, Druck, Schrift, Herstellungspreis, Auflagendaten und -höhen, Preise etc.). In den 40er Jahren wurde regelmäßig auch vermerkt, wer für Umschlag und/oder Einbandentwurf verantwortlich war. Diese Karten tragen auch Vermerke zur allfälligen Beschlagnahme oder Verramschung eines Werkes und Angaben zu den Honorarsätzen. Diese Kartei setzt sich aus zwei Teilen zusammen. Der eine Teil umfaßt Verlagswerke, darunter auch die, die zwischen 1924 und 1945 erschienen sind, deren Rechte an den jeweiligen Autor zurückgegeben wurden bzw. dem Verlag nicht mehr gehören. Die zweite, »aktive« Kartei umfaßt generell Werke des Paul Zsolnay Verlags, deren Rechte dem heutigen Verlag gehören. Die »Produktionskartei« verzeichnet chronologisch vom Frühjahr 1924 bis in die Gegenwart für jedes Produktionsjahr Autor, Kurztitel, Erscheinungstag und laufende Verlagsnummer aller Werke. Ein anderer Teil dieser Kartei verzeichnet »Sonderausgaben« nach Jahr und die Produktion der 1929 initiierten Bibliothek zeitgenössischer Werke. Ferner gibt es ein eigenes Verzeichnis der Neuauflagen mit Zahlenangaben sowie eine Übersetzer/Werk-Kartei. Von den ca. 950 in den Jahren 1924 bis 1945 vom Paul Zsolnay Verlag bzw. Karl H. Bischoff Verlag herausgegebenen Titeln einschließlich Sonderausgaben, aber nicht Neuauflagen, fehlen im Verlagsarchiv ca. 240, darunter vornehmlich die frühen Ausgaben der Bibliothek zeitgenössischer Werke. Von der im Anhang erstellten Produktionsliste, die zunächst auf dem Verleger- und Institutionenkatalog der Deutschen Bücherei in Leipzig basierte und Ergänzungen erfuhr, wurden etwa 95% der Titel autopsiert.

Nur sehr spärlich vorhanden sind Ordner mit der Bezeichnung »Direktionskorrespondenz« (1937-1941, äußerst lückenhaft). Das erklärt wahrscheinlich, warum auch getrennt abgelegte Korrespondenz mit Verlagen, Ämtern und Institutionen, wie etwa der Reichsschrifttumskammer, nicht mehr vorhanden

ist. Zu den weiteren Archivmaterialien zählen auch die in Ordnern abgelegten Verlagsprospekte (Sonderausgaben, bebilderte Prospekte für einzelne Autoren und Werke), die allerdings nicht vollständig vorliegen. Rezensionsmappen zu einzelnen Werken, die bereits ab der Gründung des Verlags angelegt wurden, liegen nur teilweise vor, d.h., nur für jene Bücher, die der Verlag nach 1945 neu auflegte. Das Schicksal dieser Sammlung ist unbekannt.

Verschollen sind bis auf Einzelstücke unter den betreffenden Autorenkorrespondenzen auch die Geschäftsunterlagen des ab Mitte der 30er Jahre in Wien eingerichteten Büros (Praterstraße 62 im 2. Bezirk) der in Zürich beheimateten Bibliothek zeitgenössischer Werke. Nur ein Teil jener Korrespondenz, die dort entstanden ist, wurde im Verlagshaus aufbewahrt. Bis auf einige Fragmente ist auch vom Archivbestand der »Theaterabteilung« des Verlags wenig vorhanden und wenn, dann lediglich einzelne Verträge. Ebenfalls bislang nicht auffindbar sind Materialien zu den Verlagsstatuten und die Protokolle der jährlich abgehaltenen »Autorenversammlungen«. Lediglich in einem einzigen der vielen vom Verf. eingesehenen Nachlässe, und zwar im Max Brod Archive in Tel Aviv, waren diese Protokolle teilweise vorhanden, obwohl sie nachweislich an alle Autoren verschickt wurden. Ziemlich vollständig erhalten sind hingegen »Vertragsmappen« der einzelnen Autoren vom Beginn des Unternehmens. Sie enthalten nicht selten Korrespondenz mit Autoren, deren Ordner nach dem Krieg nicht mehr vorhanden waren.

Im Verlagsarchiv großteils erhalten sind die seit Verlagsbeginn angelegten Stanzenbücher, Klischeebücher und Anzeigenbücher (ab Band 3, 1934). Die ersten zwei genannten Bücher gewähren einen Einblick in die gesamte graphische Gestaltung der einzelnen Verlagswerke - vom Buchrücken und Imprägnierungen bis hin zu Schrift- und Farbproben der Umschläge bzw. Einbände - und erlauben es, die Entwicklung des äußeren Erscheinungsbildes des Verlags nach außen in allen Phasen zu verfolgen. Die Anzeigenbücher legen nicht nur vom quantitativen Umfang der Werbemaßnahmen Zeugnis ab, sie gestatten es auch, Schwerpunkte und Strategien der Werbung festzustellen.

Über das Schicksal bzw. das Archiv der Berliner Niederlassung des Paul Zsolnay Verlags ist nichts bekannt, wohl aber wissen wir, daß das Leipziger Lager im Herbst 1943 durch Bombenangriffe der Alliierten zerstört wurde.[4]

---

[4] Dazu Verlagsinhaber Karl H. Bischoff an den Gaupresseamtsleiter in Niederdonau, den ehemaligen Leiter der »Theaterabteilung« und Verlagsautor Hanns Schopper: »Der Angriff der Feinde auf Leipzig hat im gesamten Buchhandel ja bekanntlich ungeheure und weitreichende Zerstörungen hervorgerufen und zeugt schon davon, dass die Leute jenseits des Kanals mit Überlegung und recht gründlich planen. Die Gesamtauswirkungen lassen sich noch nicht ganz absehen.« Brief vom 7. Feber 1944, Ordner Hanns Schopper. Näheres zu diesem Komplex im Kapitel 30.

2.2. Amtliche und halbamtliche Quellen

Neben dem Verlagsarchiv gibt es in Archiven in Wien, Berlin und Koblenz eine Vielzahl von amtlichen und halbamtlichen Quellen zum Zsolnay Verlag. So konnte der Verlagsakt beim Gremium für den Handel mit Büchern in Wien, also der Standesvertretung der Wiener Buchhändler, und im Archiv, Buchgewerbehaus (Hauptverband des österreichischen Buchhandels) eingesehen und ausgewertet werden. Im erstgenannten Archiv findet sich unter anderem im Verlagsarchiv nicht auffindbare Korrespondenz mit der Reichsschrifttumskammer, Landesleitung Wien und dem Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda (RMfVuP) in Berlin sowie der Schriftverkehr zwischen diesen beiden Institutionen. Im Bundesarchiv Koblenz werden umfangreiche Akten zu den Vorgängen in und um den Verlag nach dem März 1938 und bis zur Übernahme durch Karl H. Bischoff aufbewahrt. Es handelt sich vornehmlich um Aktenstücke des RMfVuP und weitere im Verlagsarchiv nicht auffindbare Korrespondenz des Verlags mit diesem Ministerium. Reiches Quellenmaterial vor allem zur Phase der kommissarischen Verwaltung (ab März 1938) und der sogenannten Abwicklung vor der Übernahme durch Bischoff findet sich in einem Akt im Archivbestand der Vermögensverkehrsstelle (VVSt), Abt. Kommissare und Treuhänder, jener Institution, die unmittelbar nach dem »Anschluß« ins Leben gerufen wurde, um die »Entjudung« der österreichischen Wirtschaft in geregelte, scheinlegale Bahnen zu lenken (Archiv der Republik, Wien, früher: Allgemeines Verwaltungsarchiv, Wien). Wenig solche Korrespondenz befindet sich im Verlagsarchiv.

In Anbetracht des Umstands, daß Ordner mit Korrespondenz zwischen dem Zsolnay Verlag und dem Börsenverein der Deutschen Buchhändler zu Leipzig im Verlagsarchiv verschollen sind, füllt der Firmen- bzw. Mitgliedsakt Paul Zsolnay Verlag bzw. Paul Zsolnay im Bestand »Börsenverein der Deutschen Buchhändler zu Leipzig« (F 10822 und F 10823) im Sächsischen Staatsarchiv Leipzig eine wichtige Lücke. Das Aktenmaterial dokumentiert u.a. die Breitenwirkung und vor allem den Erfolg der Offensive Will Vespers in der *Neuen Literatur* gegen »jüdische Verlage« 1934-1938, darunter den Paul Zsolnay Verlag, wie sie vom Börsenverein wahrgenommen wurde.

Von großer Bedeutung vor allem für die Ausleuchtung der rein juristischen Seite des Verlagsunternehmens waren die Registerakte im Handelsgericht Wien. Akten zu den ersten beiden Gesellschaftsformen (Ges.m.b.H.) mit Sitz in Wien V., Castelligasse 17 bzw. I., Teinfaltstraße 3), das sind Reg. A 21/50a bzw. Reg. C 27/92, sind im Bestand des Wiener Stadt- und Landesarchivs, diejenigen zur Aktiengesellschaft (ab 1930) im Depot des Handelsgerichts Wien (Reg. B 22/85 bzw. HRB 4698) aufbewahrt.

Von unschätzbarem Wert waren die häufig in Privatbesitz befindlichen dichterischen Nachlässe einer Vielzahl von Zsolnay-Autoren. Das dort enthaltene Material (Verlagskorrespondenz, Verträge usw., Honorarabrechnungen) war insofern von

Bedeutung, als es im Verlagsarchiv fehlte. Zu den herangezogenen Nachlässen zählen u.a. die von Grete von Urbanitzky (früher Privatbesitz, jetzt Wiener Stadt- und Landesbibliothek), Heinrich Mann (Heinrich Mann-Archiv, Akademie der Künste in Ostberlin), Robert Seitz (DLA Marbach), Albert von Jantsch-Streerbach (DLA Marbach), Theodor Däubler (Sächsische Landesbibliothek Dresden), Walther Hjalmar Kotas (Privatbesitz Wien), Egmont Colerus (Privatbesitz Perchtoldsdorf), Franz Theodor Csokor (Wiener Stadt- und Landesbibliothek), Johannes Freumbichler (früher Salzburger Literaturarchiv), Franz Werfel (UCLA und University of Pennsylvania), The S. Fischer Verlag Papers (Lilly Library, Bloomington, Indiana), Alma Holgersen (Stadtarchiv Kitzbühel), Ernst Scheibelreiter (Privatbesitz Wien), Felix Salten (Privatbesitz Hedingen, Schweiz), Leo Perutz (Deutsche Exilbibliothek, Frankfurt am Main), Erika Spann-Rheinsch (Familienbesitz Wien), Wladimir von Hartlieb (Österr. Nationalbibliothek Wien), Robert Neumann (Österr. Nationalbibliothek Wien), Alma Mahler-Werfel (Univ. of Pennsylvania, Philadelphia), Heinrich Eduard Jacob (Privatbesitz Berlin). Eine »Zsolnay-Mappe« im Max Brod Archive in Tel Aviv konnte zwar durchgesehen werden, doch wurden dem Verfasser keine Materialien zur Verfügung gestellt. Der Nachlaß des Verlagslektors Hermann R. Leber (Privatbesitz Wien) enthält keinerlei Materialien mehr aus der Zeit vor 1945. Zu einzelnen Verlagsautoren, vor allem denjenigen, die NS-Kreisen in Österreich ab 1933 nahestanden, wurden auch die Personalakten der RSK bzw. Parteikorrespondenz im Berlin Document Center herangezogen.

3. Der Verlag in der Geschichtsschreibung

Verlagsmemoiren gewähren - so sie geschrieben werden - für gewöhnlich einen einmaligen subjektiven Einblick in das Innenleben eines Verlagsunternehmens. Der erste Ansatz zu einer Geschichte des Verlags stammt von Paul Zsolnay, aber sein in der »Emigration« begonnener Rückblick auf fünfzehn Jahre Verlegertätigkeit ist nicht überliefert. Die Umstände sollen hier kurz angedeutet werden.

Vor seiner Abreise aus Wien in der zweiten Novemberhälfte 1938 hat Zsolnay versucht, in Zusammenarbeit mit handverlesenen Vertrauensleuten in der Verlagsleitung einerseits die wahren Besitzverhältnisse des Unternehmens zu kaschieren - was eine Zeitlang auch gelang - andererseits seine künftige auswärtige Mitarbeit durch eine Reihe von Abmachungen genau zu regeln. Nach mehreren durch die Devisenstelle Wien verursachten Verzögerungen in der Genehmigung des Antrags der Paul Zsolnay Verlag A.G. auf den Ankauf ausländischer Zahlungsmittel konnte sich Paul Zsolnay auf eine offizielle, ja von höchster Stelle genehmigte Geschäftsreise über Paris nach London begeben, wo er ab 6. Dezember 1938 wohnte.

Anfang Januar 1939 wurde Zsolnay Vertreter (»representative«) des für ihn neugeschaffenen »Continental Department« der Londoner literarischen Agentur A.M. Heath & Co. Seine Aufgabe als ausschließlicher Vertreter bestand darin, Werke und Rechte englischer und amerikanischer Autoren an den Zsolnay Verlag in Wien zu vermitteln, sowie Autoren des Wiener Verlags in England und Amerika zu plazieren. Er war der Überzeugung, für den unter »Nazi-Leitung« in Wien befindlichen Verlag laut eigener Aussage »ganz Bedeutendes für den Kulturaustausch von Deutschland und England« erreichen und gleich auch dem Verlag große Dienste erweisen zu können.

Diese von ihm übernommene Aufgabe konnte Zsolnay insofern in Angriff nehmen, als in Wien diejenigen neuen Herren des Verlags, die von ihm ja »nach reiflichster Überlegung und unbeeinflußt von meinen eigenen materiellen Interessen ausgewählt worden« waren, dort auch gewissermaßen als seine »Strohmänner« das Sagen hatten. Das Blatt und das Schicksal Zsolnays in London und seiner Vertrauensleute in Wien wendete sich allerdings, als der Schwindel mit den Besitzverhältnissen aufflog und Zsolnays »Stellvertreter« ein Parteigerichtsverfahren angehängt wurde. Doch durch die Schließung des Verlags in der Prinz Eugen Straße durch die Gestapo im April 1939 und die darauffolgende Einsetzung eines kommissarischen Treuhänders durch die Vermögensverkehrsstelle hatte Paul Zsolnay in dem von ihm gegründeten Verlag nichts mehr zu reden und zudem kein Recht mehr, im Namen des Verlags Verhandlungen zu führen und Abschlüsse zu tätigen.

Es ist daher nicht überraschend, daß er vom Treuhänder eindringlich - mit Drohung auf Schadensersatzklagen - davor gewarnt wurde, weiterhin in Verlagsangelegenheiten einzugreifen, da ihm dies seit seiner erzwungenen Entfernung aus dem Wiener Verlag im Frühjahr 1938 rechtlich nicht mehr zustand.

Bei seiner Bemühung, in der Fremde mühsam und trotz seiner vielen Kontakte einen neuen Lebensunterhalt zu finden und im Rahmen des »Continental Department« verlegerisch tätig zu sein, geriet Paul Zsolnay sehr bald in eine überaus schiefe Optik.[1] Dies führte dazu, daß die von ihm jahrelang mit Sonderbehandlung gehegten und gepflegten Autoren sich vor »Empörung« (Franz Werfel) von ihm distanzierten. Stein des Anstoßes war die Arbeit für den »Naziverlag« in Wien und seine nicht vollständig vollzogene Trennung von diesem. Dies wurde Paul Zsolnay somit zum Bumerang. Es herrschte an mehreren Fronten eine Berührungsangst. Zsolnays Arbeit für den Verlag in Wien ließ den Verdacht aufkommen, er sei »Nazi-Agent« (so der konkrete Vorwurf), ein Umstand, der dem Ruf mancher Autoren im Ausland zum Schaden gereichen konnte. Auf die Beispiele wird an anderer Stelle näher eingegangen werden. Zudem keimte der berechtigte Verdacht auf, Zsolnays Abschlüsse im Ausland mit ausländischen Autoren würden den hart um ihre Existenz kämpfenden Emigrantenverlagen außerhalb des Deutschen Reichs das Wasser abgraben. Diese Angst hatte man zumindest im Bermann-Fischer Verlag. Daß Paul Zsolnay aus diesen Gründen - obwohl er im besten Glauben und im Interesse der vertretenen Autoren handelte - gemieden wurde, liegt auf der Hand. Langjährige Übersetzer, die in Wien für ihn tätig gewesen und die selber zur Emigration gezwungen waren, verzichteten dankend auf Zsolnays Angebot, durch seine Vermittlung Werke ausländischer Autoren für den unter Nazi-Leitung stehenden Wiener Verlag zu übersetzen.

Der tiefe Sturz des einstigen großen Verlegers in Wien und der entmutigende Beginn seiner neuen Existenz in London mögen das Ihre dazu beigetragen haben, daß Paul Zsolnay seinen im Oktober 1939 begonnenen Erinnerungen den der Geschichte des Paul Zsolnay Verlags widersprechenden Titel »Als Verleger ungeeignet« gab. Kenntnis von den begonnenen Memoiren verdanken wir einem Brief Zsolnays an Felix Salten in Zürich vom 16. Oktober 1939, in dem es heißt:

> Ich benütze meine freie Zeit und schreibe an einem Buch »Als Verleger ungeeignet«. Zwei Kapitel sind so gut wie fertig und zwar »Verlag und Politik« und »Galsworthy wird am Continent berühmt«. Im zweiten Kapitel ist natürlich viel von Dir die Rede und ich habe mich während der Arbeit dankbar der schönen Stunden erinnert, die wir mit Galsworthy gemeinsam anläßlich des P.E.N. Kongresses in Wien verlebt haben. Ich weiß nicht, ob das Buch irgend einen Verleger

[1] Ausführlicheres dazu im Kapitel 24. Teile der dortigen Darstellung sind vom Verf. unter dem Titel Exilverlage - Verleger im Exil, in: *Stefan Zweig. Für ein Europa des Geistes. Ausstellung.* [Katalog hrsg. von Klemens Renoldner, Hildemar Holl, Peter Karlhuber]. Salzburg 1992, S. 53-63, publiziert worden.

finden wird, für mich aber wird es einen Wert haben, da es mich an bessere Zeiten erinnert, an Zeiten in denen ich das Gefühl hatte etwas leisten zu können.[2]

Salten, der mit Paul Zsolnay wegen dessen Beziehung zum Wiener Verlag und mit dem Verlag selber wegen der Auslegung seines Generalvertrags monatelang im Clinch lag, antwortete höflich:

Ich freue mich, weil Du Dich mit Deinem Buch »Als Verleger ungeeignet« beschäftigst. Sicherlich wird das sehr interessant sein und ebenso sicher bin ich, dass Du sofort dafür einen Verleger finden wirst. Du kannst ja ungeheuer viel Erfahrungen in diesem Buch niederlegen, eine ganze Menge Persönliches, Anekdotisches was immer sehr wichtig ist einflechten und Du wirst beredsame Aufschlüsse über das Nazi-Regiment geben können, und über die Art wie Dir Dein von Dir gegründeter und zu grossem Erfolg geführter Verlag entrissen worden ist.[3]

Ob Paul Zsolnay seine Memoiren je vollendete bzw. wo sich das Manuskript befindet, wissen wir nicht.

Angesichts der großen Anzahl von Verlagsmonographien und -geschichten, die in der Bundesrepublik oder der ehemaligen DDR in den letzten Jahrzehnten erschienen sind, mag es überraschen, daß es bis vor wenigen Jahren in Österreich kaum Versuche einer Verlagsgeschichtsschreibung gegeben hat. So gingen hierzulande weder vom Verlag noch von Buchhandelsfachleuten noch von Wissenschaftlern entsprechende Ansätze aus, um die Geschichte dieses wichtigen Unternehmens zu schreiben, Dokumente und Materialsammlungen, Schriftstellernachlässe usw. auszuwerten. Zu diversen Anlässen wie »rundem« Geburtstag, Tod des Verlagsinhabers Paul Zsolnay, 25jährigem Jubiläum, Auszeichnungen, öffentlichen Vorträgen Zsolnays u.ä. sind freilich über die Jahre immer wieder kurze Berichte veröffentlicht worden, die allerdings bestenfalls Anekdoten über die Verlagsgründung vermitteln und auf die unzweifelbaren Verdienste des Verlegers für die österreichische Literatur, auf die Durchsetzung fremdsprachiger Autoren usw. hinweisen. Allfällige Schattenseiten, die es in der Geschichte eines jeden Verlags gegeben hat, werden nicht angesprochen. Sie werden tunlichst verschwiegen. Und so kommt es vor, daß zwischen subjektiven Wahrheiten über eben diese Verlagsgeschichte und objektiv nachweisbaren Fakten eine große Kluft entstehen muß.

Mein erster Versuch, eine zusammenhängende Darstellung der Geschichte des Paul Zsolnay Verlags zu schreiben, entstand während der Arbeit an einer Geschichte der belletristischen Verlage Österreichs in der Zwischenkriegszeit.[4] Daß

---

[2] Nachlaß Felix Salten. Für die Einsichtnahme in die Korrespondenz zwischen Paul Zsolnay und Felix Salten aus dem Nachlaß Saltens bin ich Frau Lea Wyler sehr zu Dank verpflichtet. Der siebente Internationale P.E.N.- Club Kongress fand vom 24.-29. Juni 1929 in Wien statt.

[3] Felix Salten an Paul Zsolnay, 25.10.1939, ebd.

[4] Murray G. Hall: *Österreichische Verlagsgeschichte 1918-1938. Band I: Geschichte des österreichischen Verlagswesens; Band II: Belletristische Verlage der Ersten Republik.* Wien-Köln-Graz: Böhlau 1985.

dieser Verlag in einem solchen Überblick eine zentrale Stellung einnimmt, müßte beinahe selbstverständlich sein. Knapp vor der Drucklegung kam es zu einer Kontroverse über den Inhalt des Abschnitts über den Paul Zsolnay Verlag mit dem damaligen Geschäftsführer. Über die näheren Umstände habe ich bereits ausführlich geschrieben.[5] Zu den nicht spezifizierten Vorwürfen, die gegen ein noch unbekanntes Manuskript gerichtet wurden, zählten neben der Bezeichnung des 28jährigen Landwirts Paul Zsolnay als »Neo-Verleger« (!) die Feststellung meinerseits, der Verleger hätte in den 30er Jahren versucht, mit dem nationalsozialistischen Machtapparat einen »modus vivendi« zu finden und daß er trotz allem sowohl von der NS-Seite als auch von antifaschistisch gesinnten Österreichern wegen der »nationalen Tarnung« seines Unternehmens unter Beschuß geriet. Das anrüchige Wort »Kollaboration« ist nicht gefallen. Diese Feststellung konnte ich, wie ich meine, ausreichend belegen. Denn daß alle Verlage, die, wie Zsolnay, auf den deutschen Markt angewiesen waren, Kompromisse eingehen mußten, Autoren nicht mehr herausbringen konnten, genehme, erwünschte Autoren verlegten, müßte doch eher als Binsenweisheit gelten. Es steht andererseits zu all dem nicht in Widerspruch, daß Paul Zsolnay und Felix Costa als Repräsentanten des Verlags zur gleichen Zeit trotz schwieriger finanzieller und politischer Lage sich nach Kräften als großzügige Mäzene betätigten und häufig ohne jede rechtliche Verpflichtung Autoren in ihrer großen Not zur Seite standen. Daß manche Autoren dem Verlag erbittert den Rücken kehrten, gehört genauso zu dieser Geschichte.

Obwohl mir damals im Gegensatz zu heute das Archiv des Paul Zsolnay Verlags nicht zugänglich war, stand mir in anderen Archiven eine überraschende Fülle von Material, wie etwa Verlagskorrespondenz, zur Verfügung, um somit ein abgerundetes Bild zu vermitteln. Trotz mancher Lücken (etwa weitgehend die Direktionskorrespondenz) bietet das Verlagsarchiv nun die Möglichkeit nicht zu korrigieren, sondern gelegentlich zu relativieren und präzisieren. Denn gerade was das Bild des Zsolnay Verlags in den 30er Jahren, den Verlagsinhaber Zsolnay und den literarischen Leiter Felix Costa betrifft, so zeigt sich, daß deren ästhetische Neigungen (für Verleger keine negative Eigenschaft, im Gegenteil!) sie daran hinderte, den Nationalsozialismus in seiner ganzen Gefährlichkeit zu begreifen. Sie waren dem Irrglauben verfallen, daß sie im nun angebrochenen Zeitalter der politisierten Literatur weiterhin nur ihren hohen Idealen der Kunst dienen könnten und daß es genügte, Autoren wie etwa Franz Werfel tunlichst von den Niederungen der Politik fernzuhalten. Sowohl Zsolnay als auch Felix Costa (man könnte auch Franz Werfel ohne weiteres miteinbeziehen) waren von einer - wie sich zeigte - grenzenlosen politischen Naivität. Sie erkannten einfach nicht, daß es sich da nicht um eine Bewegung oder ein Regime handelte, das verlegerisch rationalen Standpunkten und Argumenten zugänglich war. Daß ausgerechnet Franz Werfel knapp vor Ablauf der Anmeldungsfrist (15. Dezember 1933), um Mitgliedschaft beim

---

[5] Rühren an den Schlaf der Welt. In: *Das jüdische Echo. Zeitschrift für Kultur und Politik* (Wien), Nummer I, Vol. XXXV, Oktober 1986, S. 91-98.

Reichsverband Deutscher Schriftsteller in Berlin ansuchte, ist auf Anraten Hanns Martin Elsters, der ihm zusammen mit Grete von Urbanitzky die zwei notwendigen Bürgen zur Verfügung stellte, und gegen den Rat des Verlagssyndikusses erfolgt. Werfel argumentierte für die Würdigkeit seiner Mitgliedschaft genauso weltfremd wie später sein Verleger Paul Zsolnay: mit Hinweis auf seine tschechoslowakische Staatsbürgerschaft, seinen Wiener Wohnsitz, seine Angehörigkeit zur deutschen Minorität in der Tschechoslowakei und die Tatsache, daß er den Gesetzen und Vorschriften der beiden Staaten unterstehe. Daß man im Reich unter »nationaler Zuverlässigkeit« etwas ganz anderes verstand, lag auf der Hand. Zsolnay-Autor Frank Thiess wird gewußt haben, wovon er spricht, wenn er in seinen Erinnerungen vom auffälligen politischen Optimismus, »der auch Werfel veranlaßte, die Zustände in Deutschland als so entfernt zu betrachten, wie wenn ich vom Monde berichtete«, schreibt.[6] Aber es wäre unrichtig, Werfels Ansuchen als einen Kniefall vor den Nazis zu bezeichnen. Gleich nach der Ankündigung von der Einführung einer voraussehbaren Zwangsmitgliedschaft beim Reichsverband Deutscher Schriftsteller im Sommer 1933 war beim Verlag eine große Krise eingetreten. Österreichische Autoren waren verunsichert, da sie nicht wußten, ob sie dem Reichsverband beitreten mußten, damit ihre Bücher in deutschen Verlagen erscheinen und von deutschen Buchhändlern in die Auslagen gestellt werden konnten. Für Felix Costa, der sich um Rat an den Nationalsozialismus predigenden und NS-Autoren anbietenden P.E.N.-Funktionär Hanns Martin Elster wandte (»Unser Interesse für diese Frage betrifft natürlich in erster Linie Franz Werfel.«), war unklar, ob Autoren, deren »nationale Zuverlässigkeit« erwiesen war, Mitglied werden konnten, auch wenn sie nicht-arischer Abstammung waren. Elster teilte dem Wiener Verlag im August 1933 in einer Offenheit, die für seine Korrespondenz charakteristisch ist, folgendes mit: »Ich muß entschieden darauf hinweisen, daß die nationalsozialistische Weltanschauung sich mit Zähigkeit durchsetzt und in keiner Weise davon abgeht, jüdische Produktion im deutschen Schrifttum nicht zuzulassen.«[7] Costa und Zsolnay nahmen - und das mag man ihnen unter Umständen zugute halten - Elsters dringende Ratschläge und Warnungen vor der zunehmenden Stigmatisierung des Verlagsnamens nicht ernst. Sie versuchten im Interesse des Weiterbestandes zwischen einem Rückzug vom deutschen Markt und einer völligen Kapitulation vor den nationalsozialistischen Autoren in Österreich und im Reich einen Mittelweg zu finden. Sie bedienten sich daher »Helfern« da wie dort, um das Geschäft so ungestört wie möglich weiterzuführen. Und diese Helfer - Verlagsautoren wie -lektoren, wie so mancher Verlagsangestellte der ersten Stunde - standen allesamt der NSDAP

---

[6] Frank Thiess: *Jahre des Unheils. Fragmente erlebter Geschichte.* Wien-Hamburg: Paul Zsolnay Verlag 1972, S. 192. Ähnlich Gottfried Bermann Fischer (*Bedroht-Bewahrt. Der Weg eines Verlegers.* Frankfurt am Main: Fischer Bücherei 1971, S. 75): »Franz Werfel und seine schöne geistvolle Frau Alma sahen als Österreicher die Dinge, die da in Deutschland passierten, mit einer mich in Erstaunen versetzenden Distanz, völlig ungewahr der auch für sie heraufziehenden Gefahr.«

[7] Hanns Martin Elster an den PZV, 5. August 1933, Ordner Elster.

sehr nahe oder waren längst Mitglied. Dieser Umstand war den Verlagsleitern kein Geheimnis, ja als Zsolnays Lektor für skandinavische Literatur im Mai 1936 wegen verbotener NS-Aktivitäten in Haft genommen wurde, ließen es sich Zsolnay und Costa nicht nehmen, ihn im Gefängnis zu besuchen und die angehende Mitarbeit zu besprechen. Es entstanden somit freundschaftliche Bindungen zwischen einem »jüdischen« Verleger und seinem Direktor einerseits und durch und durch nationalsozialistischen Autoren andererseits, die uns heute aus der Distanz von fünfzig und mehr Jahren Rätsel aufgeben mögen. Man muß Zsolnay allerdings recht geben, wenn er 1935 angibt, keine Literatur herauszugeben, die ganz offenkundig dem NS-Regime huldigt, obwohl so mancher historische Roman dieser Zeit sehr wohl als Huldigung rezipiert werden konnte und auch wurde. Auf den Mißbrauch skandinavischer Literatur wird später eingegangen werden. Die Parallele zur politischen Naivität bei Franz Werfel fand sein Pendant bei Paul Zsolnay im Jahre 1934, als der Verleger sich gegen die Invektiven Will Vespers zur Wehr zu setzen trachtete, als dieser sein Unternehmen als »Judenverlag« brandmarkte. Zsolnays Mühe war vollkommen vergeblich, denn mit Argumenten, daß er zur deutschen Minorität der tschechoslowakischen Republik gehöre und mußte und auf exponierterem Boden für die deutsche Kultur eintreten müsse, als dies Deutsche in Deutschland tun, daß er sich für die Errichtung einer reinen deutschen Schule eingesetzt habe und »bei uns lediglich die Einstellung zum Deutschtum und die Zugehörigkeit zur religiösen Konfession [Zsolnay war evangelisch] von Bedeutung« sei, war jemandem vom Schlag eines Will Vesper nicht beizukommen.[8]

Das alles - vor allem das Zwischenspiel zwischen Verlag und Politik in einem österreichischen Verlag - und Paul Zsolnay nannte ein Kapitel seiner ungedruckten und verschollenen Autobiographie gewiß nicht zufällig »Verlag und Politik« nach der sog. Machtergreifung der Nationalsozialisten - wurde bisher aus der heimischen Verlagsgeschichte großteils ausgespart, weil man die Konfrontation mit der eigenen Geschichte gescheut hat. Im Gegensatz zur Aufarbeitung der »politischen Geschichte« dieser Zeit in Österreich, hat der Nationalsozialismus im Buchhandel und Verlagswesen bislang nicht »stattgefunden«.

Wenn kurze Darstellungen der Geschichte des Verlags in der Tagespresse erscheinen, besteht immer wieder die Gefahr der Legendenbildung, der Vereinfachung und der panegyrischen Töne. Manchmal werden Kurzverlagsgeschichten mit strotzenden Fehlern verbreitet. Vor ein paar Jahren veranstaltete die Interessengemeinschaft österreichischer Autoren (IG Autoren) in Wien eine Enquete zum Thema »Verlagswesen und Buchmarkt in Österreich«. An einer Podiumsdiskussion zur Frage der »Materiellen Lage« nahm auch der damalige Geschäftsführer des Zsolnay Verlags, Hans W. Polak, teil. Zum Thema Autor-Verleger-Beziehung und zur Honorarfrage nahm er Stellung, indem er meinte, die Lage könne sich nicht dadurch verbessern, »daß wir mehr oder weniger militant feststellen: Wir brauchen

---

[8] *Die Neue Literatur*, H. 8, August 1934, S. 537f.

mehr Geld!« Der damalige Geschäftsführer des Verlags ging auf die Geschichte seines Unternehmens dann wie folgt ein:

> So einfach liegen die Dinge leider nicht, und ich werde versuchen, Ihnen anhand einer *wahren Geschichte*,[9] die mit der Gründung dieses Verlages zusammenhängt, etwas zu erklären.
>
> Als 1922 Paul Zsolnay aufgefordert wurde, einen Verlag zu gründen, um den betrügerischen Verlegern, die die Honorare in der Inflationszeit zu spät auszahlten, das Handwerk zu legen, sagte er: »Das will ich gerne tun, wenn mir Franz Werfel«, der anwesend war, »den Roman, an dem er arbeitet, anvertraut.« Und Werfel sagte: »Selbstverständlich, das mach ich gerne.« Und die Alma Werfel sagte darauf, »Moment, erst soll er uns einen handschriftlichen Brief schicken, den geben wir einer Graphologin, und dann werden wir weitersehen.« Es kam zu dem handschriftlichen Brief, zum Graphologenurteil und zur Gründung des Verlags. Und dann hatte Paul Zsolnay, der sich auf diesen Beruf nur insofern vorbereitet hatte, als er viel und gerne las, Literatur schätzte und kunstsinnig war, aber eigentlich Landwirtschaft studiert hatte, die Schwierigkeit, einen Vertrag für dieses erste Buch aufzusetzen. Er wußte nicht genau, wie man das macht, und hat Werfel gebeten, ihm den Vertrag einfach zu diktieren. Das tat Werfel und diktierte ein Honorar von 25 Prozent. Dann wurde kalkuliert, und es kam ein Ladenpreis heraus, wo sich das Buch zum Entsetzen Werfels als unverkäuflich herausstellte, weil der Ladenpreis für die 300 Seiten - auf heutige Verhältnisse übertragen - etwa 800 bis 900 Schilling betragen hätte. Der anwesende Drucker einer damals renommierten österreichischen Druckerei sagte: »Herr Werfel, das kommt daher, weil Sie 25 Prozent Honorar verlangen.« Und Werfel wiederum sagte: »Ah so, na dann schreiben Sie doch einfach zweieinhalb Prozent.« Das ist, glaube ich, mehr als eine Anekdote. Es zeigt, wie ahnungslos wir im Grunde genommen unser Geschäft betreiben.[10]

In der Tat, denn die Details aus dieser hübschen Geschichte, die nicht einmal Alma Mahler-Werfel in ihrem Tagebuch kolportiert, sind mit den objektiven Fakten nur schwer in Einklang zu bringen: Die »Aufforderung« zur Verlagsgründung fand 1923 statt, die Verleger (gemeint ist offensichtlich Kurt Wolff) waren nicht deshalb »betrügerisch«, weil sie Honorare zu spät auszahlten, sondern weil die Honorare einfach so schnell entwertet waren, Werfels *Verdi*-Roman war bereits fertig

---

9 Hervorhebung vom Verf. Verwiesen wird an dieser Stelle auf den Aufsatz von Hans W. Polak: Paul (von) Zsolnay (1895-1961). In: *Neue Österreichische Biographie ab 1815. Große Österreicher*. Band XXII. Wien-München: Amalthea-Verlag 1987. Im Laufe der Arbeit wird es erforderlich sein, auf die in diesem biographischen Abriß enthaltenen sachlichen Fehler und falschen Bewertungen hinzuweisen.

10 *... und notfalls leben wir alle vom Verhungern. Enquete »Verlagswesen und Buchmarkt in Österreich«*. Autorensolidarität 7/8. Redaktion: Gerhard Ruiss und Johannes A. Vyoral. Wien: Juli 1985, S. 75. Der »anwesende Drucker« ist Rudolf Rosenbaum (1894-1965) von der Gesellschaft für graphische Industrie. Aus Anlaß des 60. Geburtstags Paul Zsolnays im Jahre 1955 schrieb ihm Rosenbaum folgendes: »Mein lieber Paul! 1923 - in meinem Büro in der Gumpendorferstraße - trafen wir uns das erste Mal. Dort fand eine Besprechung über 'eine Verlagsgründung' statt, an der Du, Alma Maria Mahler, Ida Roland, Franz Werfel und Coudenhove-Kalergi teilnahmen. Dieses Ereignis - Beginn unserer 32jährigen Verbundenheit - steht mir mit allen Einzelheiten der Gespräche heute vor mir.« (Verlagsarchiv) Zur Gründung des Verlags siehe auch Elias Canetti: *Das Augenspiel. Lebensgeschichte 1931-1947*. München: Carl Hanser Verlag 1985, S. 129.

(September 1923),[11] Werfels Gattin hieß erst nach der Heirat im Juli 1929 Alma Werfel, der Verlagsvertrag wurde von Felix Costa aufgesetzt, Werfel bekam als höchstbezahlter Autor des Zsolnay Verlags (mit Ausnahme der Übernahmen vom Kurt Wolff Verlag) ein Honorar von 22% und laut Vertrag für den *Verdi*-Roman 1 Schweizer Franken pro Exemplar im voraus, das Buch hatte in erster Auflage (10 000 Ex.) einen Umfang von 570 Seiten, und selbst ein Honorar von 25% hätte nicht den genannten Ladenpreis (in Wirklichkeit 5,50 Goldmark broschiert und 7,50 Goldmark Halbleinen) zur Folge gehabt. Das zweite Verlagswerk, Hans Kaltnekers Drama *Die Schwester*, das fünf Tage nach dem Werfel-Roman auf den Markt kam - Umfang 125 Seiten - kostete broschiert nicht viel weniger, nämlich 5,00 Goldmark. Daher ist gegenüber so mancher Kurzgeschichte des Verlags Vorsicht geboten. Das gleiche trifft auf die apodiktische Schilderung von Alma Mahler-Werfel in ihren Erinnerungen zu.[12] Dieses »Tagebuch«, wie das Werk noch

---

[11] Nachdem der Verleger Kurt Wolff am 2. März 1933 Deutschland für immer verlassen hatte, wurden Teile des Verlagsarchivs über einen Berliner Autographenhändler verkauft. Anfang Juni 1934 gab die Autographen-Handlung Hellmut Meyer & Ernst in Berlin einen kleinen Autographenkatalog heraus, in dem insgesamt 33 Briefe Franz Werfels (6 davon sind von Alma Maria Mahler) an den Kurt Wolff Verlag angeboten wurden. Die Briefe umfassen die Jahre 1921 bis 1930. In einem Brief vom 30. September 1923 teilte Werfel mit, daß der *Verdi*-Roman fertig sei. »Das Buch ist spannend, rührend und wichtig.« In einem Brief aus Breitenstein vom 26.10.1923 teilt Werfel Kurt Wolff mit, daß sein *Verdi* der erste Roman eines mehrbändigen Zyklus sein soll. Diese Briefe waren weder im Kurt Wolff Archiv (Yale University) noch in einer anderen öffentlichen Institution nachzuweisen und müssen daher als verschollen gelten.

[12] Alma Mahler-Werfel: *Mein Leben*. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag 1963, S. 137. Von einer Beteiligung anderer Personen außer Franz Werfel und Alma Mahler ist hier nicht die Rede. Eine wahrscheinlichere Darstellung der Verlagsgründung ist die folgende: »Worüber sprechen Dichter unter sich? Nicht nur über die Tiefen der literarischen Gedankenwelt, sondern gerade in dieser Zeit auch recht oft über so banale, aber lebenswichtige Dinge wie die fortschreitende Entwertung der Reichsmark und über die schwere Hand der deutschen Verleger bei Auszahlung der Honorare. Sie alle hatten in Berlin, Leipzig oder München ihre Stammverlage - einen repräsentativen österreichischen Verlag gab es praktisch nicht. Die Gräfin Coudenhove, ehemals berühmt geworden als Schauspielerin Ida Roland knurrte schließlich: 'Ihr redet wie die Dienstboten über die Herrschaft. Wenn's euch nicht paßt, sucht euch einen neuen Verleger...' 'Ein Verleger braucht viel Geld!' antwortete irgend einer aus der Tischrunde. Die Gräfin Coudenhove zeigte auf den Hausherrn: 'Wie wäre es mit Paul - der hat Geld genug!' Paul von Zsolnay hatte tatsächlich Geld genug - mit Weizen ließ sich eine ganze Menge verdienen. 'Na schön!' sagte er - ahnungslos wie viel Geld ein Verlag wirklich kostet. Daß er keine Vorstellung vom Geschäft eines Verlegers hatte, störte ihn nicht. Er wußte nichts von Papier, nichts vom Druck, nicht von der Buchbinderarbeit. Er wußte nur, daß man Bücher in Buchhandlungen zu kaufen bekam, nachdem vorher ein Schriftsteller das Manuskript niedergeschrieben hatte. Was dazwischen lag, interessierte ihn für den Augenblick auch gar nicht. Er war nur begeistert. 'Hat einer der Herren etwas in der Schublade?' fragte Paul von Zsolnay scherzhaft.« Zitiert wird aus einem undatierten Ausschnitt aus der Zeitung *Die Presse* (Wien). Der Beitrag war die 143. Fortsetzung einer Serie von Hellmut Andics u.d.T. »Österreich von 1918 bis 1938: Der Staat, den keiner wollte«.

nach Abschluß der ersten Fassung im Jahr 1947 bezeichnet wurde, hoffte der erneut in Wien ansässige Verleger Paul Zsolnay in seinem wiedergegründeten Verlag veröffentlichen zu können, war er doch über ein Vierteljahrhundert hindurch mit Franz und Alma eng befreundet und am Ruhm des Schriftstellers nicht unwesentlich beteiligt. Nach der Lektüre sprach er in einem Brief an Alma vom 11. August 1947 von einem »Elementarereignis« und einem »rückhaltlosen« und »hemmungslosen Bekenntniswerk« und einem »einzigartigen Dokument unserer Zeit«, »einem ihrer erschütterndsten Denkmale«.[13] Es sollte beim Druck so wenig wie möglich geändert werden. Nur: es gebe Zsolnays Meinung nach einige berechtigte Streichungen, vor allem, um lebende Personen nicht zu verletzen. Der Verleger Zsolnay hielt aber eine Publikation des Textes in deutscher Sprache in der vorliegenden Form zum damaligen Zeitpunkt für ungünstig. Das lag an den von Paul Zsolnay höchst vornehm umschriebenen »häufigen und für das Buch wesentlichen Ausführungen über rassenpolitische Probleme«. »Du kannst vielleicht von Amerika aus nicht beurteilen, wie überempfindlich der Kontinent und insbesondere der deutsche Sprachraum in dieser Beziehung sind.« Man hätte es Leuten, die gerade der Gaskammer entkommen sind, nicht verdenken können, über antisemitische Exzesse erbost zu sein. Im Text befänden sich, so Zsolnay, »Generalisierungen«, »die doch Menschen verletzen müssen, die noch unter dem Eindruck der furchtbaren Ereignisse der letzten Jahre stehen«. Daher müsse man den Zeitpunkt des Erscheinens gut durchdenken. Das Buch erschien erst 1958, und zwar zunächst auf Englisch,[14] die deutsche Originalfassung kam jedoch nicht bei Zsolnay heraus. Dieser hat höflicherweise die Selbstbeschönigung Alma Mahler-Werfels bei der »Kurzgeschichte« der Verlagsgründung nie zurechtgerückt und war im übrigen nach Erscheinen der Memoiren mit dem über ihn Geschriebenen nicht überglücklich. Es freute ihn zwar, wie er Alma in einem Brief vom 22. September 1958 mitteilte, als Verleger lobend erwähnt worden zu sein, aber die innige Freundschaft, die ihn mit Alma und Franz Werfel über die vielen Jahre hindurch verbunden habe, würde im Buch nicht zum Ausdruck kommen. Womit er auch recht hatte.

An dritter Stelle wären »offene Briefe« z.T. früherer Zsolnay-Autoren, die 1948 in einer Verlagsfestschrift abgedruckt worden sind, zu nennen.[15] Zwei Jahre nach Paul Zsolnays Rückkehr war die Zeit (noch) nicht reif, alte Wunden aufzureißen, und daher unterblieb aus Mangel an Distanz eine kritische Würdigung der Ereignisse der vergangenen Jahre. Bis auf eine einzige Ausnahme - es handelt sich um Erich Ebermayer - fehlt dem Rahmen und Anlaß gemäß jedes weitere Eingehen auf das »Tasten und Lavieren« des Verlags während der 30er Jahre. Lobende Erwäh-

---

[13] Alma Mahler-Werfel Papers, Special Collections, Van Pelt Library, Univ. of Pennsylvania, Philadelphia.

[14] Alma Mahler-Werfel: *And the Bridge is Love*. In Collaboration with E.B. Ashton. New York: Harcourt, Brace & Co. 1958.

[15] *Fünfundzwanzig Jahre Paul Zsolnay Verlag. 1923-1948*. Berlin-Wien-Leipzig: Paul Zsolnay Verlag 1948.

nung verdient hier Frank Thiess, der als einziger an das traurige Schicksal des literarischen Direktors Felix Costa erinnert.

4. Zur Familie des Verlegers

4.1. Adolph Wix und seine Familie

Paul Peter Zsolnay von Zsolna wurde am 12. Juni 1895 in Budapest geboren, seine Familie soll aber, als er zwei Monate alt war, nach Wien übersiedelt sein. Er war erster Sohn des wohlhabenden Großindustriellen, Tabakimporteurs und Generalkonsuls Adolph Zsolnay zu Zsolna. Der Vater - mit bürgerlichem Namen Adolph Wix - wurde am 1. Oktober (30. September) 1866 in Zsolna, Ungarn (ab 1919: Zilina, CSR), als Sohn des aus einer angesehenen oberungarischen Kaufmannsfamilie stammenden, zuerst Zsolnaer, später Arvaváreljaer Kaufmanns Heinrich Wix und seiner Gattin Cäcilia Kuffner geboren. Der Vater starb 1898, die Mutter schon 1883. Adolph Wix absolvierte seine Gymnasialstudien in Trsztena, trat dann in die Röser'sche Handelsschule in Budapest ein, wo er nach Absolvierung der drei Studienjahre die Maturitätsprüfung mit Auszeichnung bestand. Er trat sofort als Beamter in die Dienste der Budapester Großkaufmannsfirma M.L. Herzog & Cie. ein und wirkte vier Jahre in der Zentralkanzlei dieser Firma, eines Unternehmens, das die Einkäufe des Rohtabaks für die Ungarische Tabakregie besorgte, und setzte seine Karriere im Orient fort. Schon als junger Mann von 23 Jahren wurde er von Baron Herzog nach Cavalla (Mazedonien) geschickt, das damals zur Türkei, ab 1913 zu Griechenland gehörte (Kavála) und als Hafenstadt damals nicht nur wichtiger griechischer Militärplatz sondern auch nunmehriger größter griechischer Tabakausfuhrhafen war, um dort das Tabakexportgeschäft in der Türkei zu gründen und zu organisieren. Er stellte die Anpflanzungen und den Betrieb des Tabaks auf neue Grundlagen und brachte binnen weniger Jahre das anfangs kleine Unternehmen zu bedeutender Höhe. In den Jahren 1893 bis 1905 war er als deutscher Konsularagent tätig. Mitte 1899 wurde Adolph Wix zum Honorarkonsularagent in Cavalla ernannt. Am 14. Jänner 1894 heiratete er in Budapest Amanda Wallerstein. Im folgenden Jahr kam der Sohn Peter Paul und am 10. Juni 1896 ein zweiter Sohn Friedrich Desiderius (Fritz) in Ischl zur Welt. Während Paul ein kränkelndes Kind gewesen sein dürfte, war Bruder Fritz von Zsolnay ein eher abenteuerlustiger Typ. Im Ersten Weltkrieg war er hochdekorierter Kampfflieger, nachher wollte er Berufsoffizier bleiben, aber mit der Liquidierung der k.k. Armee trat er in den Zivilstand und widmete sich dem Beruf des Gutsbesitzers auf Schloß Sommerau bei Spital am Semmering. In den 20er Jahren, als sein älterer Bruder sich dem Verlagswesen zuwandte, wurde Fritz gefeierter und erfolgreicher Autorennfahrer. Im Gegensatz zu seinem Bruder, der sich nicht in die große Politik einmischte, war Fritz von Zsolnay politisch tätig: er war u.a. Regimentskommandant der Starhemberg-Heimwehr im Mürztal in der Steiermark,

nahm an den Aktionen im Februar 1934 und gegen die Nationalsozialisten im Juli 1934 teil und war somit nach der NS-Machtübernahme in Österreich »belastet«.

Im März 1938 wurde er verhaftet und zwei Monate in Graz festgehalten, bis er als ungarischer Staatsbürger ausgewiesen wurde und nach Italien (Rom) reiste. Von Rom ging er - wie sein Bruder Paul - nach England, wo er eine Karriere als Sänger begann. Nach Kriegsende kehrte Fritz von Zsolnay nach Österreich zurück, wo er als Opernsänger an der Grazer Oper auftrat und Bücher, darunter Kriminalromane, zu schreiben und unter dem Namen Fréderic de Zsolnay zu publizieren anfing.[1] Erschienen sind sie aber im neuerstandenen Verlag seines Bruders nicht. Fritz von Zsolnay starb am 24. Juli 1963 in London.

Im Januar 1906 wurde Adolph Wix in Anerkennung seiner Verdienste um den ungarischen Handel in den erblichen ungarischen Adelsstand mit dem Prädikat »von Zsolna« erhoben. Ab 1908 bemühte er sich um die Änderung seines Namens, der auf Grund des ungarischen Adels und Prädikats »Zsolnai« (Adolph Wix de/von Zsolna) hieß, unter Beibehaltung seines auch für seinen geschlechtlichen Nachkommen gültigen Adels in »Zsolnay« (1911). Ende 1908 ernannte man ihn zum Honorarvizekonsul ad personam und Anfang 1914 betraute man ihn auf Grund seiner Verdienste mit der Führung des österreichisch-ungarischen Generalkonsulats in Cavalla (Honorarkonsul ad personam).[2] Während des Ersten Weltkriegs erwarb sich Paul Zsolnays Vater als tüchtiger Geschäftsmann besondere Verdienste, die gebührende Anerkennung der Regierung fanden. So hatte Kaiser Franz Joseph angeordnet, den Truppen im Feld größere Kontingente an Tabak als üblich zur Verfügung zu stellen. Doch hatten die österreichischen und ungarischen Tabakregien kaum solche Mengen vorrätig und wären gezwungen gewesen, Tabak im Ausland zu besorgen. Der Marktpreis aller in Betracht kommenden Tabake war jedoch zu hoch. Ohne Gegenleistung und in uneigennütziger Weise schaltete sich Adolph von Zsolnay als Vermittler und Vertrauensmann ein und half auch bei den übrigen Tabakeinkäufen im Krieg. Weiters wurde er Begründer des Tabakhauses M.L. Herzog & Cie., das später in die General Orient Tobacco Society umgewandelt wurde. So kam es, daß der in Budapest geborene Sohn Paul einen Teil seiner Kindheit in Cavalla verlebte und sich einiges an Wissen über die Landwirtschaft aneignete.

---

[1] Für die Informationen zur Biographie Fritz von Zsolnays bin ich dessen Enkel, Herrn Peter von Zsolnay (Wien), sehr zu Dank verpflichtet. Dazu kurz auch Hans W. Polak: Paul (von) Zsolnay 1895-1961. In: *Neue Österreichische Biographie ab 1815. Große Österreicher.* Band XXII. Wien/München: Amalthea-Verlag 1987, S. 133-145. Der Verfasser meint, diese Bücher hätten die Begeisterung von Paul oder Andy von Zsolnay nicht zu wecken vermocht. Die Behauptung, daß Paul Zsolnay Kriminalromane anderer Autoren »ebensowenig verlegt, ja nicht einmal gelesen« hätte, ist allerdings unrichtig.

[2] *Jahrbuch des K.u.K. Auswärtigen Dienstes 1917.* Nach dem Stande vom 9. Juni 1917. 21. Jg. Ferner: Österreichisches Staatsarchiv, Haus-, Hof- und Staatsarchiv, F8 Konsularsitze, Cas-Cet, 1880-1918, Kt. 107. Hier finden sich alle Schriftstücke die diplomatische Laufbahn Zsolnays in Cavalla betreffend.

Nach dem Zusammenbruch der Donau-Monarchie wurde der vielfach ausgezeichnete Tabakhändler[3] österreichischer Generalkonsul in Saloniki (Salonich). Nebenbei fand er auch Zeit, umfangreiche archäologische Ausgrabungen vornehmen zu lassen und trug eine stattliche Sammlung zusammen. In Wien wohnte die Familie Zsolnay stets in vornehmer Gegend. Zuerst war es ein Heim in der ehemaligen Villa Kielsmannsegg in der Wallmodengasse 5 auf der Hohen Warte (gemeldet bis März 1923), dann ab April 1928 das Castiglioni-Palais in der Prinz Eugen Straße 30 im 4. Bezirk und ab Dezember 1930 das Collalto-Schloß mit ausgedehntem Park in der Armbrustergasse 33 in Döbling.[4] Sicherlich prägend für die Entwicklung wie auch für den Bekanntenkreis des späteren Jungverlegers war das rege Gesellschaftsleben im Hause Zsolnay, eine Tradition, die sich in späteren Jahren im Haus in der Maxingstraße im Nobelbezirk Hietzing fortsetzte. Die kunstliebende Mutter, Frau Amanda (genannt: Andy) von Zsolnay (8.2.1876-1956), machte ihr Heim zu einem Zentrum erlesener Wiener Geistigkeit. Hier verkehrten die wichtigsten Schriftsteller, Schauspieler, Musiker und Komponisten des Tages.[5]

Dank seiner organisatorischen und kaufmännischen Tüchtigkeit wurde Adolph von Zsolnay auch Vertreter deutscher Tabakinteressenten und 1927 leitender Vizepräsident der »Austria, Einkaufsorganisation der Österreichischen Tabakregie im Orient Ges.m.b.H.«.[6]

Nach längerem Herzleiden, das aus dem Lungenemphysem hervorgegangen war, starb Adolph von Zsolnay überraschend am 8. Juli 1932, bald neun Jahre nach der Gründung jenes Verlags für zeitgenössisches Schrifttum, den er tatkräftig gefördert hatte und dessen Aufschwung er noch mit Freude und Stolz verfolgen konnte. Adolph von Zsolnay hinterließ kein Testament, und die Mutter verzichtete auf den ihr gesetzlich zustehenden Erbanteil (50%) zugunsten der beiden Söhne, die je 37,5% des väterlichen Erbes erhielten.

Paul Zsolnay genoß seine Volksschulbildung zu Hause: die Eltern hatten eigens einen Hauslehrer engagiert.[7] Wo er sonst überall zur Schule ging, ist im einzelnen nicht bekannt. Wir wissen aber, daß er im Schuljahr 1910/11 die 4. Klasse der öffentlichen Kommunalschule (Gymnasium) in der Rasumofskygasse 21 im 3. Wie-

---

[3] So z.B. Ritter der Eisernen Krone III. Kl. und des Franz-Josefs-Ordens, Großkreuz des kais.ottoman.Osmanieh-Ordens, Großkreuz des persischen Sonnen- und Löwenordens, Commandeur des kgl. bulgarischen Alexander-Ordens, Commandeur des kais. ottoman. Medschidieh-Ordens, Offizier des griechischen Erlöser-Ordens, Ritter des kgl. italienischen Mauritius- und Lazarus-Ordens. Vgl. die ganzseitigen Parten in großen Wiener Blättern, wie z.B. *Neues Wiener Tagblatt*, Nr. 190, So., 10.7.1932, S. 29, sowie diverse Nachrufe.

[4] Adressen laut Meldeauskunft des Wiener Stadt- und Landesarchivs vom 21.4.1989. Angemeldet war der »Gutsbesitzer« keineswegs durchgehend an all diesen Adressen. Zwischendurch war er immer wieder nach Zsolna, Budapest, Sofia, Konstantinopel, Bratislava, Saloniki usw. aus dienstlichen Gründen abgemeldet.

[5] Dazu Ernst Lothar: Brief an eine Achtzigjährige. In: *Neues Österreich*, 8.2.1956, S. 3.

[6] Dazu Friedrich Benesch: *150 Jahre Österreichische Tabakregie. 1784-1934*. Wien 1934, S. 63f.

[7] Frdl. Mitteilung seiner Tochter, Frau Alma Zsolnay.

ner Gemeindebezirk besuchte und mit Zeugnis vom 6. Juli 1911 »vorzüglich geeignet« war, in die 5. Klasse aufzusteigen.[8] Im folgenden Schuljahr 1911/12 jedoch besuchte er die 5. Klasse an der k.k. Staats-Realschule im Ersten Wiener Gemeindebezirk in der Schottenbastei 7 zusammen mit 51 Mitschülern.[9] Während der 6. Klasse im Schuljahr 1912/13 war der Schüler Zsolnay sehr viel krank und konnte daher die Prüfungen nicht ablegen, sodaß er die Klasse im Schuljahr 1913/14 wiederholen mußte. Das 7. und letzte Schuljahr 1914/15 fiel mit dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs zusammen. Von seinen 34 Klassenkameraden durften 15 die Reifeprüfung vorzeitig ablegen, um für das Vaterland in den Krieg zu ziehen.[10] Der junge Paul befand sich nicht unter denen, die sich freiwillig zur militärischen Dienstleistung meldeten und in späteren »Jahresberichten« von ihren Fronterlebnissen berichteten. Sein jüngerer Bruder Fritz hingegen diente im Krieg als Kampfflieger. Die Voraussetzungen für die »Kriegsmatura« waren das vollendete 18. Lebensjahr, die schriftliche Einwilligung des Vaters und der durch den Militärarzt ausgestellte Beweis der Tauglichkeit. Der Ausbruch des Ersten Weltkriegs fiel mit dem Beginn von Pauls letztem Schuljahr zusammen, und es verwundert nicht, daß nicht nur seine Maturaklasse, sondern auch andere Schulklassen[11] selbst im Deutschunterricht, obwohl vorwiegend Schiller und ein wenig Goethe (*Faust I*), Grillparzer, Lenau, Kleist und Peter Rosegger als »Deutsche Lektüre« vorgesehen waren, eine hohe Dosis Patriotismus und Kriegsbegeisterung eingeimpft bekamen. Sein Deutschlehrer war ein gewisser Dr. Leopold Brandl.[12] Zu den Themen der schriftlichen Arbeiten seiner Klasse in diesem Jahr zählten etwa »Der Krieg ernährt den Krieg« (Hausarbeit), »Der Krieg und die Lyrik« und »Das Programm der Romantik«. Selbst die Aufgaben für die schriftliche Reifeprüfung aus Deutsch in diesem Jahr standen voll im Zeichen eines Kriegs, der noch für die Heimat gut verlief: »Die Bedeutung der geographischen Lage Österreichs im Weltkrieg.« Ob der Schüler Paul Zsolnay dieses Thema wählte oder sich stattdessen zur Frage »Welche Veränderungen hat der Mensch im Antlitz der Erde hervorgebracht« äußerte, wissen wir nicht. Er maturierte am 1. Juli 1915 »mit Stimmeneinheitlichkeit«. In Deutsch, Französisch und Englisch bekam er die Note 1, in Mathematik und Darstellende Geometrie die Note 4.

Von seinem Vater dürfte die Anregung gekommen sein, »Landwirtschaft« zu studieren. Eben dieses Fach inskribierte er im Wintersemester 1915/16 an der

---

[8] Frdl. Auskunft des Direktors des BRG Wien I, Herrn Dr. Dieter Litschauer. Diese Schule existiert längst nicht mehr.

[9] *51. Jahresbericht der k.k. Staats-Realschule im ersten Gemeinde-Bezirke-Wiens Schottenbastei 7 für das Schuljahr 1911/12*. Wien 1912.

[10] *54. Jahresbericht der k.k. Staats-Realschule im ersten Gemeinde-Bezirke-Wiens Schottenbastei 7 für das Schuljahr 1914/15*. Wien 1915.

[11] Beispiel aus der VI. Klasse in diesem Jahr: »Warum ist unser Krieg gerecht?«

[12] Somit nicht, wie manchmal geschrieben wird, der Nestroy-Herausgeber Dr. Otto Rommel, der vielmehr in der Schwarzwald-Schule unterrichtete. Der Germanist und Anglist Brandl lebte von 1877-1944.

Hochschule für Bodenkultur in Wien. Auf dem »Nationale« gab er interessanterweise Ungarisch als Muttersprache und evang. A.B. als Religionsgemeinschaft an, denn er gehörte der Deutsch-Ungarischen Evangelischen Kirchengemeinde in Preßburg an. Er inskribierte weitere sieben Semester (bis einschl. Sommersemester 1919), legte aber keinerlei Prüfungen ab. Am 25. Oktober 1919 wurde ein »Abgangszeugnis« ausgestellt, was einer Exmatrikulation und nicht einer Diplomprüfung entsprochen haben dürfte.[13]

4.2. Der Gärtner gründet einen Verlag

Nach dem Studium zog er auf das Familiengut in der Nähe von Bratislava, um sich der Kunstgärtnerei zu widmen. »Für einen rein praktischen Beruf bestimmt, war ich nach Absolvierung der Hochschule für Bodenkultur einige Jahre mit der Leitung meines landwirtschaftlichen Besitzes bei Preßburg beschäftigt. Ich nahm mein Amt als Landwirt durchaus ernst und hatte die Freude, meine Arbeit mit Erfolg belohnt zu sehen. So gelang es mir z.B., meine kleine Schloß-Gärtnerei zur größten Blumenzüchterei der Tschechoslowakei auszugestalten«, schreibt er rückblickend.[14]

»Ich habe auch diesen Beruf mit Liebe ausgeübt und hatte die Genugtuung, daß mein Weizen in manchen Jahren der beste der Gegend war. Auf unserem Familiengut hatte ich durch meine Mutter, die es infolge ihrer Begeisterung für alles Große, das wir der Kunst verdanken, verstand, einen Kreis von Künstlern heranzuziehen, die Gelegenheit, viele Autoren kennenzulernen. Zu unseren Freunden zählten Gerhart Hauptmann, Richard Strauss, Hugo von Hofmannsthal, Franz Werfel, Arthur Schnitzler, Felix von Weingartner, Felix Salten, Graf [Richard] Coudenhove-Kalergi, der bei uns sein Pan-Europa-Buch zum größten Teil geschrieben hat.«[15]

Daß Paul Zsolnay auf den Einfall gebracht wurde, sich als Verleger zu versuchen und »sozusagen von einem Tag zum anderen, einen Verlag zu gründen«,[16] verdankte er eigentlich einem Zufall, dem rein gesellschaftlichen Kontakt mit Autoren. Wie er auch später in öffentlichen Vorträgen eingestand, habe er vom Verlagswesen gar nichts verstanden und für sein neues Metier außer der Liebe zum Buch so gut wie keine Kenntnisse mitgebracht.[17]

Zsolnay beschrieb die Umstände um die Verlagsgründung im Spätsommer oder Frühherbst 1923 folgendermaßen: »Es war im Jahre 1923, als unzufriedene Auto-

---

[13] Für Auskünfte zum Studium Paul Zsolnays an der Hochschule für Bodenkultur bin ich Herrn Univ.-Prof. Dr. Hubert Sterba sehr zu Dank verpflichtet.

[14] Wie die großen deutschen Verlage gegründet wurden. Der Verlag Paul Zsolnay. Von Paul Zsolnay. In: *Die literarische Welt* (Berlin), 4. Jg., Nr. 17, 27.4.1928, S. 3.

[15] Der Aufstand der Autoren. Ein Erinnerungsblatt von Paul von Szolnay (sic). In: *Tiroler Tageszeitung*, 17.6.1961.

[16] Paul von Zsolnay: Über den Umgang mit Autoren. In: *Salzburger Volksblatt*, 8.6.1955.

[17] *Neues Österreich*, 13.11.1958, S. 7. Bericht über einen Vortrag Paul Zsolnays.

ren sich während ihres Aufenthaltes auf unserem Besitz eines Abends über ihre Verleger bitter beschwerten. Ob mit Recht oder Unrecht, weiß ich nicht. Plötzlich erhob sich in ihrer impulsiven Art die Gattin des Grafen Coudenhove, die Schauspielerin Ida Roland, und sagte: 'Es erscheint mir unwürdig, daß wir, wie illoyale Dienstboten über ihre Herrschaft, über unsere Verleger herziehen. Wäre es nicht besser, wir würden versuchen, einen neuen Verleger zu finden. Wie wäre es mit Paul von Szolnay (sic)? Er ist ein guter Organisator und versteht etwas von Literatur?' Die Anwesenden stimmten zu, und als Franz Werfel mir seinen ersten großen Roman »Verdi, Roman einer (sic) Oper« anbot, entschloß ich mich sozusagen von einem Tag auf den anderen, einen Verlag zu gründen.« Die treibende Kraft hinter der Gründung war der bereits erwähnte Richard Graf Coudenhove-Kalergi, der nach seinen schlechten Erfahrungen mit seinem Verleger Reinhold in Wien gerade dabei war, sowohl die Pan-Europäische Union zu organisieren als auch sein eigener Verleger zu werden.[18]

Es war, wie bereits angeklungen, die Zeit der großen Unzufriedenheit der Autoren in und mit den deutschen Verlagen. Die Verleger waren meist zu Unrecht in Verruf geraten, ihre Autoren hungern zu lassen und ihnen völlig entwertete Honorare zu zahlen. Der kapitalstarke Jungverleger Paul Zsolnay trat somit als großer Saubermann auf den Plan. Im Herbst 1923 beschwerte sich beispielsweise Franz Werfel bei Max Brod darüber, daß sein Verleger Kurt Wolff sich ihm gegenüber »empörend« benehme.[19] Er sei in diesem Jahr um ein Dreiviertel seines Einkommens gebracht worden. Ja, Wolff habe ihm für die Neuauflage seiner Werke - ab 1920 veranstaltete der Kurt Wolff Verlag die Gesamtausgabe »Dichtungen und Dramen in 10 Bänden« - nur »eine Spottsumme betrügerischerweise vorausbezahlt« (ebd.). Die Rente von Wolff wäre derart entwertet, daß Werfel noch Zuwendungen von seinem Vater erhielt[20] und auf die Unterstützung von Alma Mahler angewiesen wäre. Ohne besonderes Verständnis für solch mondäne Angelegenheiten aufzubringen, stilisiert sich Alma Mahler in ihren Erinnerungen zur notleidenden Tantiemenbezieherin.[21] Sie war besonders für Franz Werfel und gewiß auch in eigener Sache eine harte Verhandlerin, die so gut wie alles durchsetzte, was sie von Verlegern - hieß er Kurt Wolff oder Paul Zsolnay - forderte. Die Rente, die Franz Werfel von Kurt Wolff bekomme, sei eine Summe, meinte sie, mit der man nicht einmal in Linz in Pension gehen könne, von der aber der Autor seine Zigarren zahle.

---

[18] Vgl. das Schreiben Coudenhoves an Heinrich Mann vom 22. November 1923, Heinrich Mann-Archiv, Berlin.

[19] Vgl. Peter Stephan Jungk: *Franz Werfel. Eine Lebensgeschichte*. Frankfurt am Main: S. Fischer 1987, S. 150f.

[20] Kurt Wolff an Alma Mahler, Brief vom 16.6.1922. In: *Kurt Wolff. Briefwechsel eines Verlegers 1911-1963*. Herausgegeben von Bernhard Zeller und Ellen Otten. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag 1980, S. 345. Im folgenden abgekürzt als KWB.

[21] Alma Mahler-Werfel: *Mein Leben*. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag 1963, S. 137.

Subjektiv mag die Aufregung über die Entwertung der Autorenhonorare berechtigt gewesen sein, objektiv war sie es aber nicht. Die rasante Inflation in Deutschland hatte verheerende Auswirkungen (nicht nur) auf das Buchgeschäft. Im Laufe des Jahrs 1923 wurde es, wie Göbel die Situation am Beispiel des Kurt Wolff Verlags eindringlich schildert, einfach unmöglich, Bücher wie gehabt in Produktion zu geben, Produktions- und Ladenpreise zu halten und zu kalkulieren, »reale« Gehälter zu zahlen und nicht zuletzt eingegangene Honorarvereinbarungen mit entsprechender Kaufkraft einzuhalten. Dafür, daß auch die Gewinne der Verleger und deren Privatvermögen dahinschmolzen, hatten die meisten Autoren kein Verständnis. Der hier angesprochene Kurt Wolff war gewiß nicht der einzige deutsche Verleger, der vor der Inflation beinahe kapitulierte. Daß Autoren seinem Verlag den Rücken kehrten und zum neuen Paul Zsolnay Verlag gingen, ist nur allzu verständlich, wenn man die Wirtschaftsverhältnisse beider Unternehmungen im Auge behält. Und Kurt Wolff war - das zeigt seine Korrespondenz - nicht nachtragend.

4.2.1. Geldfragen

Auch Arthur Schnitzler, dessen Härte und Hartnäckigkeit im Umgang mit seinen Verlegern, vor allem mit S. Fischer, bekannt ist, zählte zu den vielen Unzufriedenen dieses Jahres wie auch zur Gründungsrunde des Paul Zsolnay Verlags. Seine Korrespondenz mit S. Fischer aus dem Jahr 1923 zeigt das Dilemma der Autoren aber auch das der Verleger auf. Die Höhe der Honorarsätze, die wichtige Verlage ihren Autoren boten, hatte sich u.a. dem wirtschaftlichen Umfeld gemäß geändert. So zahlte Fischer nach der Jahrhundertwende nicht selten 25%, ja schon von der ersten Auflage (Beispiele Thomas Mann, der Fischer seine »zukünftige Produktion« zusicherte, und Hugo von Hofmannsthal). Bis dahin waren es ausnahmslos 20% gewesen, aber diesen Satz allgemein einzuführen war ihm unmöglich. Vorbedingung war eine relative hohe Erstauflage, deren Absatz gesichert war.

Nach dem Ersten Weltkrieg konnten unter Begleiterscheinungen wie Teuerungszuschlägen der Sortimenter und Verleger, sowie rapid steigenden Herstellungs- und Vertriebskosten, Tantiemen wie 25% in der Kalkulation kaum mehr untergebracht werden. Am 28. August 1923 schrieb Schnitzler an Fischer etwa:

> Wie ich mich zu der neuesten Akontozahlung - von 8 Millionen - verhalten soll, weiß ich wirklich nicht. [...] Ist es vielleicht doch zum Teil die Dehnbarkeit, die unkontrollierbare Vagheit des Begriffs Verlagserlös, das meine Bucheinnahmen auf so grotesk lächerliches Niveau herabdrückt? Einmal hatte ich 25, dann 20, dann 15% vom Ladenpreis des brosch. Expl.; ich war genötigt auf alle diese Vertragsänderungen einzugehen, da Sie sonst unter der Force majeure der bestehenden Verhältnisse meine Bücher überhaupt nicht mehr hätten drucken können; Soll ich es für denkbar halten, daß auch andere Ihrer bekannteren Autoren so miserabel dran sind?[22]

---

[22] *Arthur Schnitzler. Briefe 1913-1931.* Hrsg. von Peter Michael Braunwarth, Richard Miklin, Susanne Pertlik und Heinrich Schnitzler. Frankfurt am Main: S. Fischer Verlag 1984, S. 323f. Im folgenden als Schnitzler: *Briefe*, abgekürzt.

In einem anderen Brief ein paar Monate später bringt Schnitzler das ganze Problem auf den Punkt: »Es sind überhaupt keine Abrechnungen, es sind Dokumente der Zeit in jedem Sinne.«[23] Monatelang stritten Fischer und Schnitzler über den Honorarsatz. Fischer bat seinen Autor, bei 18% zu bleiben, und zwar mit Hinweis darauf, daß nur ein einziger Autor seines Verlages 20% bekomme, und das deswegen, weil dieser Autor ihm seine Gesamtproduktion für alle Zukunft gesichert habe. Gerade bei Schnitzler kam der Umstand hinzu, daß sein Werk zum beträchtlichen Teil aus Dramen und nicht aus leichter absetzbaren Prosawerken bestand. Tantiemen für erstere konnte Fischer nicht ohne Risiko so hoch ansetzen. Daß S. Fischer dem in Gründung befindlichen Zsolnay Verlag in Wien mit einigem Argwohn gegenüberstand, steht fest, denn er bezweifelte - vor allem in Hinblick auf künftige Abwerbungen Richtung Wien - ob die österreichischen Verleger dem österreichischen Autor, wie eben Schnitzler selbst, vorteilhaftere Bedingungen zu bieten imstande wären als die deutschen. Fischer hatte Unrecht, aber Schnitzler replizierte durchaus geschickt und räumte ein, es scheine zwar sehr plausibel, daß der deutsche Verleger durch seine Organisation und seinen Anschluß an den Weltbuchhandel mehr biete als der österreichische Verleger, aber das treffe nur dann zu, »wenn der Autor diesen Anschluss an den Weltbuchhandel auch durch die perzentuell korrekte Beteiligung an den Einnahmen in Auslandsvaluten zu spüren bekäme«.[24]

Angesichts der Erwartungen und Vorhaltungen Schnitzlers erhebt sich die Frage, welche Konditionen der Autor in seinem Vertrag mit dem Paul Zsolnay Verlag - unterzeichnet am 22. Juli 1924 - festgelegt haben wollte, ja ob und inwiefern sich der Vertrag von dem anderer Verträge zu dieser Zeit unterschied. Die Abmachung über *Fräulein Else* war durchaus ein »Individualvertrag«. Die Erstauflage war 10 000 Exemplare (= 10 Auflagen à 1 000), das Honorar betrug 20%, und zwar »sowohl vom broschierten als auch vom gebundenen, als auch von eventuell herzustellenden vom Autor signierten Luxusexemplaren«. Der Verlag war zudem verpflichtet, eine Neuauflage zu veranstalten, wenn der Lagervorrat den Stand von 1 500 Exemplaren erreichte. Werfels Verdi-Vertrag verpflichtete den Autor solche Exemplare zu signieren, honoriert wurden sie aber nicht. Schnitzlers Garantie bei Vertragsabschluß waren wie bei Werfel 5 000 Schweizer Franken. Nach Verkauf der ersten 4 000 Exemplare wurde die Garantiesumme auf das Honorar nach 10 000 verkauften Exemplaren ergänzt. Es wurde angenommen, daß zwei Drittel der Auflage gebunden, ein Drittel broschiert verkauft würden. Die Gewähr

---

[23] Schnitzler an Fischer, Brief vom 25. Oktober 1923, ebd., S. 329. Dazu auch Peter de Mendelssohn: *S. Fischer und sein Verlag*. Frankfurt am Main: S. Fischer Verlag, S. 928ff.

[24] A. Schnitzler an S. Fischer, 18.10.1923. (The Posthumous Papers of Arthur Schnitzler, Cambridge University Library) Jetzt abgedruckt in *Samuel Fischer. Hedwig Fischer. Briefwechsel mit Autoren*. Herausgegeben von Dierk Rodewald und Corinna Fiedler. Mit einer Einführung von Bernhard Zeller. Frankfurt am Main: S. Fischer Verlag 1989, S. 135.

dafür, daß das Honorar nicht entwertet würde, war die Wahl der Währung: »Alle Zahlungen sind in Goldwährung an die vom Autor jeweilig anzugebende Adresse zu leisten.« Bei der Verteilung der Nebenrechte (Verfilmung usw.) konnte Schnitzler fünf Prozent mehr herausholen als seine Kollegen. Die Eingänge wurden aufgeteilt 85% Autor: 15% Verlag statt 80:20. Ungewöhnlich und einmalig war die Bestimmung über den Versand der Rezensions- und Dedikationsexemplare: »Der Verlag legt über die Versendung dieser Exemplare Rechnung und führt die für obigen Zweck nicht versendeten Exemplare dem Verkauf zu.« Weitere Bestimmungen blieben gleich.

In dieser Atmosphäre traf man sich also auf dem Zsolnayschen Gut in Oberufer und in Wien. Wann der Verlag seinen endgültigen Namen bekam und wann er festgelegt wurde (Nennung nach dem Inhaber war ja keineswegs ungewöhnlich), ist nicht genau bekannt. Aus dem Tagebuch Arthur Schnitzlers geht hervor, daß Felix Salten und Paul Zsolnay den Schriftsteller am 29. November 1923 besuchten und bei einem »angeregten Gespräch über 2 Stunden« sowohl über eine mögliche Übernahme der Gesammelten Werke Schnitzlers (ein Thema, das auch in späteren Tagebucheintragungen vermerkt ist) als auch über den Namen des neuen Verlags diskutiert wurde. Nach Schnitzler lauteten die Vorschläge auf »Verlag der Autoren« oder »Hohe Warte« (was im übrigen zwischen 1904 und 1908 der Name eines Zeitschriftenverlags in Wien gewesen war).[25] In der Gründungsphase dürften die Pläne tatsächlich um eine Art »Genossenschaftsverlag« gekreist sein, denn Arthur Schnitzler scheint Heinrich Mann in diese Richtung instruiert zu haben.[26] Es scheint festzustehen, daß der Verlag zwar noch nicht nach den Erfordernissen der österreichischen Gewerbeordnung »konzessioniert«, aber bereits im November 1923 als »gegründet« anzusehen war[27] und daß Paul Zsolnay im Begriff war, mit einzelnen Autoren abzuschließen.

---

[25] Tagebucheintragung vom 29. November 1923. Für diesen und weitere Hinweise aus den noch nicht edierten Schnitzler-Tagebüchern bin ich Herrn Peter Braunwarth, Wien, sehr zu Dank verpflichtet. Siehe Jungk: *Franz Werfel*, S. 151 ohne Quellenangabe.

[26] Schnitzler telegraphierte Mann über die neuesten Entwicklungen. Mann, der sich in einem anderen Schreiben an Schnitzler als »Großverlierer der Inflation« (19.5.1924) bezeichnete, schrieb seinem Freund in Wien am 7. März 1924 einen Brief, der ein einziges Thema hatte: den Zsolnay Verlag. Der zaudernde Mann meinte: »ein Genossenschafts-Verlag mit Betheiligung der Autoren würde mir grundsätzlich gefallen. Aber wie steht es praktisch? Ist das Geld sichergestellt? Genügt der Vertrieb und kann man dort auf ähnlich hohe Auflagen rechnen, wie ein älterer Verlag sie erzielen würde?« (Beide Briefe in The Posthumous Papers of Arthur Schnitzler, Cambridge University Library.)

[27] Als im Jahr 1953 der ehemalige Zsolnay-Übersetzer Siegfried Trebitsch dabei war, für die *Neue Zürcher Zeitung* einen Jubiläumsartikel zu schreiben, wandte er sich mit Fragen an den Verlag in

Kühn oder gar »revolutionär« an der Wiege dieser Verlagsgründung war allerdings nicht das Beschimpfen der Verleger, von dem häufig die Rede war, sondern die Gegenüberstellung von einem »Ist- und Sollzustand« in den Beziehungen zwischen Verlag/Verleger und Autoren. Eines der vieldiskutierten Themen (nicht nur) in der Buchhandelsbranche nach Ende des Ersten Weltkriegs in Deutschland und auch in Österreich war die Neuordnung des Buchhandels auf sozialisierter Basis.[28] Das Schlagwort lautete »Sozialisierung der Dichtkunst«, das Ziel war, den »kapitalistischen« Verleger, der die Autoren ausbeute, auszuschalten, indem man die Verantwortung für Produktion, Vertrieb und Finanzierung selbst in die Hand nahm und den Versuch machte, den Lebensunterhalt der Autoren, der Literaturproduzenten, auf diese Weise zu sichern. Unter »Sozialisierung« im Bereich Verlag und Literatur verstand man gemeinhin »Gewinnbeteiligung«.[29] Anfang April 1919 erschien die Meldung, daß der Kurt Wolff Verlag »sozialisiert« worden sei und in den Gemeinbesitz seiner Angestellten einschließlich seiner Lektoren und des derzeitigen Inhabers übergehen sollte, ein Schritt, der zuweilen als Pseudoform der Sozialisierung bezeichnet wurde. Zur gleichen Zeit wurde in Wien die Gründung eines reinen Autorenverlags, des Genossenschaftsverlags, vermeldet, übrigens der erste derartige Versuch in der jungen österreichischen Republik.[30] Der Genossenschaftsverlag, zu dessen sechs Gründern der einem »kapitalistischen Verleger« und generalvertraglich verpflichteten und somit nicht »freien« Schriftsteller Franz Werfel gehörte, zielte auf die »vollkommene Sozialisierung der Autoren, das heißt die Sicherung des vollen Lebensunterhaltes aller Genossenschafter, die ihr gesamtes präsentes oder künftiges Werk dem Verlag zur Verfügung stellen«.

Das auffälligste Merkmal der Statuten war die Verteilung des Gewinns und Verlustes nach einem festgelegten Schlüssel und die Einrichtung eines Fonds für arme und kranke Autoren - ein Anliegen auch der meisten österreichischen Schriftstellerverbände. Ferner sollte der Gewinn in der Weise verteilt werden, daß jeder Autor den gesamten Reingewinn seiner Werke erhielt. Nach einem letzten Lebens-

---

Wien. Der Verlag antwortete in einem Schreiben vom 2. Juni 1953: »Sie fragen auch, wann der Verlag sein Jubiläum feiern wird. Da nun Herr von Zsolnay sich nicht mehr genau an den Tag erinnern kann, an dem zum ersten Mal der Beschluß der Gründung gefasst wurde, haben wir nur den Monat September als Gründungsmonat angegeben. Wir werden also überall bekanntgeben: September 1923 - September 1953.« (Ordner Trebitsch) Siehe auch die Erinnerungen von Trebitsch an Paul Zsolnay in: *Chronik eines Lebens*. Zürich-Stuttgart-Wien: Artemis-Verlag 1951, S. 388-391. Als Gründungsdatum vermerkte das *Adreßbuch des deutschen Buchhandels* hingegen stets »1.I.1924«.

[28] Vgl. Wolfram Göbel: Sozialisierungstendenzen expressionistischer Verlage nach dem ersten Weltkrieg. In: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 1 (1976), S. 178-200. Hier S. 179.

[29] Göbel, ebd., S. 185.

[30] Dazu Hall: *Österreichische Verlagsgeschichte*, Band II, S. 144ff. und Göbel: Sozialisierungstendenzen, S. 193-196.

zeichen im Jahr 1922 erlitt das gewagte Experiment angesichts großer Schulden bei der Hausdruckerei endgültig Schiffbruch.

Die Übernahme dieses wohl als »links« verschrieenen Gedankenguts in die Statuten des eher gutbürgerlichen Paul Zsolnay Verlags vier Jahre später kommt daher als Überraschung, obwohl der (wenig attraktive) Namensvorschlag »Verlag der Autoren« - möglicherweise durch Franz Werfel inspiriert - ja in diese Richtung deutet. Wie dem auch sei, die geplante Gründung dürfte sich in gewissen Autorenkreisen wie die Kunde von einer besonderen Kaufgelegenheit rasch herumgesprochen haben. Wohl am besten informiert über den werdenden Verlag waren Richard Graf Coudenhove-Kalergi und seine Frau Ida Roland. Sie standen in der zweiten Novemberhälfte mit dem unzufriedenen Kurt Wolff-Autor und »Verlagsnomaden« Heinrich Mann in Verbindung, um diesen anzuwerben. Der in einem Genfer Archiv erhaltenen Korrespondenz zwischen Mann und Coudenhove in Sachen Zsolnay Verlag war ein »Bericht« von Ida Roland »über den (künftigen?) Verlag Zsolnay« vorausgegangen.[31] Ohne den hektisch auskunftsheischenden Mann in München hätten wir nur wenig über die Gründungsphase des Verlags in Erfahrung bringen können. Im November 1923 hat Mann einen Stapel Briefe losgeschickt - gerichtet an alle möglichen Leute, die ihm vielleicht Näheres zum neuen Verlag mitteilen könnten. So schrieb er Arthur Schnitzler am 18. November: »Letzthin schrieb ich an Salten, Coudenhove, [Rechtsanwalt] Dr. [Philipp] Menczel, sogar noch an Andere: immer zu dem gleichen Zweck. Ihnen wollte ich die langwierige Mühe nicht machen. Vielleicht habe ich schon zu viele bemüht, so wird am Ende garnichts draus. Es scheint sehr wichtig.«[32] In einem langen Brief vom 21. November 1923 teilte Mann Coudenhove mit, daß er entweder zu einem anderen Verlag übergehen oder mit seinem Verleger Wolff prozessieren würde. Wolff habe seinerzeit für Verlagsrechte nichts gezahlt, und die von einem neuen Verleger zu übernehmenden Büchervorräte würden nicht mehr als 50 000 Bände betragen. Mann würde, so erzählt er Coudenhove, eine monatliche Garantie von 200 Dollar verlangen. Über neue Werke wäre von Fall zu Fall zu verhandeln. Sollte Paul Zsolnay Interesse haben, so möge er sein Angebot telegraphisch mitteilen. »Herr Zsolnay kann sein Telegramm an mich richten, ich werde es durch meinen Anwalt verwerthen.« Nicht, daß Heinrich Mann die Absicht gehabt hätte, mit Zsolnay zu diesem Zeitpunkt ernsthaft zu verhandeln oder das Angebot anzunehmen. Das Angebot sollte ihm in seinen Verhandlungen mit Wolff und einem anderen Verlag vielmehr als Faustpfand »nützlich« sein. »Damit ich ein Urtheil habe, ob Herr Zsolnay als Ver-

---

[31] Heinrich Mann an »Lieber Doctor Coudenhove« vom 21.11.1923. Nachlaß Richard de Coudenhove-Kalergi, correspondence générale (1917-44); Fondation Archives Européennes, Genf. Für die Möglichkeit der Einsichtnahme in die Briefe Manns an Coudenhove bin ich Herrn Lubor Jilek zu Dank verpflichtet.

[32] Heinrich Mann an Arthur Schnitzler, 18.11.1923 (The Posthumous Papers of Arthur Schnitzler, Cambridge University Library). Im Nachlaß Felix Saltens hat sich ein solcher Brief Manns nicht erhalten. Es gibt lediglich zwei Schreiben aus dem April und November 1925 und beide betreffen den Zsolnay Verlag. Diesen frdl. Hinweis verdanke ich Dr. Veit Wyler, Zürich.

leger in Frage kommt, müssten Sie schon die Güte haben, mir - gleichfalls mit grösster Beschleunigung - Auskunft zu geben.« Mann war ganz neugierig zu wissen, ob der Verlag schon bestehe, wie er fundiert sei, welche Autoren er habe, ob Coudenhove bzw. ob überhaupt Fachleute den Verlag empfehlen könnten. Coudenhove-Kalergi konnte ihn gleich am nächsten Tag in einem Brief ins Bild setzen. Zur Person des 28-jährigen Paul Zsolnay meinte Coudenhove, dieser sei »ein politisch linksstehender Idealist« und habe ein solches Einkommen, »daß bei seiner Verlagsgründung die Hoffnung auf Gewinn keinerlei Rolle spielt«. Es ist dies eine Einstellung, die Zsolnay auch in späteren Jahren beibehielt, genauer: beibehalten konnte. Zsolnay sollte also als Kontrastfigur gesehen werden, die antrat, alle Übel- und Mißstände in Verleger-Autor-Beziehungen in Vergangenheit und Gegenwart zu beseitigen: Was er hingegen auf Anregung seiner Frau, der Schauspielerin Ida Roland, wolle, sei, »das Verlagsgeschäft auf eine anständige Basis zu bringen, indem er den übrigen Verlegern mit dem Beispiel vorangeht und diese zwingt, seinem Beispiel aus Selbsterhaltungstrieb zu folgen.« Bis März 1924 hatte Mann immerhin Zsolnay einen unverbindlichen Vorschlag gemacht, seinen neuen, unvollendeten Roman - gegen eine Jahresgarantie - von Kurt Wolff zu übernehmen. Ob Wolff dazu bereit wäre, war wieder eine andere Frage.[33]

Was aber noch wichtiger war, war von Beginn an die praktische Einführung einer ganzen Reihe von »revolutionären« Forderungen mancher Autoren nach Ende des Ersten Weltkriegs. Später kamen die Vorzüge der großzügigen Honorarvorauszahlungen hinzu. Coudenhove-Kalergi legte Mann auch die später in die Verlagsstatuten aufgenommenen Grundsätze des neuen in Gründung befindlichen Unternehmens dar: erstens, teilt er mit, übten die Autoren persönlich oder durch Vertrauensmänner »eine weitestgehende Kontrolle auf die Geschäftsgebarung aus, die jeden Betrug ausschliesst«. Zweitens sollten alle Differenzen zwischen Verlag und Autoren einem Schiedsgericht unterworfen werden. Dieses Gremium würde aus einem Vertreter der Autoren, einem Vertreter des Verlags und einem Vorsitzenden, »der jeweils vom Präsidenten des Obersten Gerichtshofs« (!) zu ernennen sei, zusammengesetzt.[34] Drittens werde der Reingewinn des Verlags verteilt, die

---

[33] Siehe den Brief Heinrich Mann an Arthur Schnitzler, 7.3.1924, The Posthumous Papers of Arthur Schnitzler, Cambridge University Library.

[34] Das Gremium wurde einige Jahre später etwas modifiziert und durch eine »Kontrollkommission« ersetzt. Da heißt es beispielsweise in einem Vertrag mit Theodore Dreiser vom 11.11.1930: »16). Jedem Autor steht es frei, einen förmlichen Schiedsvertrag mit dem Verlag zu schliessen, kraft dessen alle Streitigkeiten zwischen dem Verlag und dem Autor, welche aus dem Vertragsverhältnis entstehen, von beiden Teilen einem Schiedsgericht unterbreitet werden müssen, dessen Spruch endgültig ist und dessen Mitglieder aus den beiden, entsprechend Punkt 13) erwählten Sachverständigen und einem von ihnen zu erwählenden Obmann bestehen. Der Verlag erklärt, dass er sich zur Errichtung eines solchen Schiedsgerichtes bindend auch dann verpflichtet, wenn der Autor seinerseits den eben bezeichneten allgemeinen Schiedsvertrag nicht schliessen will, vielmehr im Einzelfalle eines Streiteswegen Errichtung eines Schiedsvertrages an den Verlag herantritt.« (Vertragsmappe Dreiser)

Hälfte davon unter den Autoren aufgeteilt, und zwar proportional zu den erzielten Honoraren. Fazit Coudenhove-Kalergis: »Außer diesen Hauptpunkten gibt der Verlag den Autoren da weitestgehende Konzessionen.« Das Produktionsrisiko sollte allein, wie es scheint, der Verleger tragen. Er konnte Mann auch schon berichten, welche Autoren Zsolnay seines Wissens zu diesem Zeitpunkt bereits habe: Werfel, die Briefe Gustav Mahlers (die bei Kurt Wolff hätten erscheinen sollen) und Felix Salten. Auch er sei eingeladen worden, Zsolnay ein Buch zu geben. Mit Arthur Schnitzler werde bereits verhandelt. Wenige Tage später schrieb Arthur Schnitzler seiner Frau folgendes über seine ersten Eindrücke: »Sonntag war ich bei Zsolnai's - ein sehr prächtiges aber zugleich höchst wohnliches Haus, mit vielen schönen Bildern u Gegenständen, unter denen mir eine Sammlung von altgriechischem u aegypt. Schmuck am interessantesten war. Der eine Sohn, mit verlegerischen Absichten uneigennütziger Natur, kommt dieser Tage zu mir; in einem Gespräch, das ich mit ihm u Werfel hatte, machte er mir einen klugen u ehrlichen Eindruck. Bei Zsolnais waren außerdem Alma, Werfel, Salten's.«[35] Ähnliches vertraute Schnitzler an diesem Tag seinem Tagebuch an (»Die zwei Söhne. Der eine will (nebstbei, ohne Gewinnabsicht) einen *Verlag* gründen«) und vermerkt außerdem die Anwesenheit von Coudenhove-Kalergi und seiner Gattin Ida Roland sowie »Verlagsgespräche u.a.«[36]

Zur gleichen Zeit versuchte S. Fischer den aufgeregten Autor zu beruhigen und sein Vertrauen zurückzugewinnen. Fischer mußte trotzdem zu seinem Bedauern hören, daß Schnitzler »bei Vergebung von zwei neuen Werken nicht in erster Linie an meinen Verlag« denke.[37]

Schnitzlers Novelle *Fräulein Else* erschien erst am 24. November 1924 als bisher 17. Verlagswerk. Der junge Verleger Paul Zsolnay war natürlich sehr froh, einen solch prominenten und eingeführten Autor im Programm zu haben. An seiner Stelle bedankte sich seine Mutter, Andy von Zsolnay, beim Autor:

> [...] mein Sohn hatte sich unaussprechlich darauf gefreut, Ihnen das erste Exemplar der Buchausgabe von »Fräulein Else [sic] zu überreichen, ist aber leider durch eine heftige Angina an das Bett gefesselt und muß deshalb zu seiner großen Enttäuschung darauf verzichten. Er hätte Ihnen so gerne bei dieser Gelegenheit nochmals dafür gedankt, daß Sie ihm gerade dieses herrliche

---

35 Brief Arthur Schnitzler an Olga Schnitzler vom 27. November 1923. Schnitzler: *Briefe*, S. 331. Das Verhältnis Schnitzlers zum Zsolnay Verlag war trotz des überragenden Erfolgs von *Fräulein Else* doch getrübt. So schreibt er am 20. September 1926 an seine Frau: »Schade nur, dss (sic) - trotz allem - der *Verlag S.F.* immer noch - bei aller Überheblichkeit und Schäbigkeit so ziemlich der beste, weil relativ correcteste ist; - insbesondre der Geist des *Verlags Z.*[solnay] behagt mir immer weniger. (Ich drücke mich milde aus.)« Ebd., S. 447. Im selben Brief beschwert sich der Dichter darüber, daß sein Verleger Zsolnay ihm nicht einmal eine Notiz von den »ganz interessanten Kritiken« über *Fräulein Else* in Frankreich schicke. »(Es ist überall dasselbe.)« (S. 448.)

36 Tagebucheintragung vom 25. November 1923.

37 de Mendelssohn, S. 930. Korrespondenz zwischen Schnitzler und dem Verlag liegt im Archiv nicht vor.

Meisterwerk anvertraut haben, von dessen erschütterter Größe er bei wiederholtem Lesen immer wieder tief ergriffen ist. Zu seiner großen Freude hat es einen würdigen, ja stürmischen Empfang gefunden und er wird Alles daran setzen um das Werk nach besten Kräften zu dienen. Erlauben Sie mir, verehrter Herr Doctor, daß ich mich diesen Gefühlen wärmster, und aufrichtigster Verehrung von ganzem Herzen anschließe.[38]

Zsolnay hatte einen richtigen Coup gelandet, denn innerhalb von sechs Wochen wurden 25 000 Exemplare der Novelle abgesetzt. Ein Jahr später ging das 36.-45. Tausend in Druck. Jeder andere Autor hätte sich über eine solche Absatzentwicklung unendlich gefreut, Schnitzler, mit seiner Neigung zu neurotischen Anwandlungen in Verlagsdingen, nicht. Im Frühjahr 1927 wollte er seine Beziehung zum Paul Zsolnay Verlag lösen. Nicht unhöflich, aber bestimmt, teilte Schnitzler seinem Verleger Paul Zsolnay seinen Wunsch mit:

Seit Mai vorigen Jahres [1926] ist von »Fräulein Else« keine Neuauflage erschienen. Für verflossene Weihnachten waren neue Auflagen vorgesehen, dann glaubte man mir für Januar solche in Aussicht stellen zu können, offenbar haben sie sich vorläufig als unnötig erwiesen. Ich finde das keineswegs unbegreiflich. Das Interesse und der Elan des Verlags ist durchaus und selbstverständlich mit Recht hauptsächlich auf neuere Erscheinungen gerichtet und es ist nur natürlich, dass ältere Werke, insbesondere wenn die neueren ganz ausserordentliche, ja ungewöhnliche nicht nur literarische, sondern auch buchhändlerische Erfolge erzielen, hinter diesen zurückstehen, ja in einem gewissen Sinn deren weiteren Vertrieb schädigen müssen, da auch der rührigste Verlag unmöglich jede seiner Erscheinungen mit der gleichen Intensität zu fördern imstande ist. Es schiene mir daher zum Vorteil meines Werks und nicht im Geringsten zum Nachteil Ihres Verlags, wenn er mir das Verfügungsrecht über »Fräulein Else« wieder in meine Hände zurücklegen wollte und mir dadurch ermöglichte [...] »Fräulein Else« meinen übrigen im Verlag Fischer erschienenen Werken anzugliedern.[39]

Für Paul Zsolnay kam das überhaupt nicht in Frage (und warum auch!); er wollte das Buch »um keinen Preis an S. Fischer abgeben«.[40] Die Verzögerung der Neuauflage hatte gewiß nicht jene Gründe, die Schnitzler zitierte, und war für Zsolnay kein Anlaß, die Rechte aus der Hand zu geben. Das Buch sah er in seinem Verlag »in jeder Beziehung gut aufgehoben«. (ebd.) Im Herbst dieses Jahres, am 1. November 1927, kam die Neuauflage (46.-50. Tsd.) heraus.

Im Frühjahr 1929 kam es schließlich zu jenem Ereignis, auf das sich ein jeder Verleger freut: die Filmversion von *Fräulein Else* lief in den Kinos an, und der Zsolnay Verlag veranstaltete aus diesem Anlaß eine eigene, verbilligte Filmausgabe, von der (in 2 Auflagen) 20 000 Exemplare hergestellt wurden.

Das Thema Geld bzw. Honorare konnte in den Informationen Coudenhove-Kalergis im November 1923 an Heinrich Mann nicht fehlen, war doch der Schrift-

---

[38] Andy von Zsolnay an Schnitzler, 25.11.1924. Zitiert nach Martina Schindlecker: Arthur Schnitzler und seine Verleger. Diplomarbeit Univ. Wien 1992, S. 67.

[39] Schnitzler an Paul Zsolnay, zit. nach Schindlecker, S. 68.

[40] Paul Zsolnay an Schnitzler, 1.3.1927, zit. nach ebd., S. 68.

steller bei Vertragsverhandlungen stets darauf bedacht, die größten Vorteile für sich herauszuholen und sich nicht sofort mit einem guten Angebot zufriedenzugeben.[41] Zsolnay, so Coudenhove, könnte ihm wahrscheinlich 20% des Ladenpreises sowie den Anteil am Reingewinn bieten, ob Zsolnay ihm aber eine bestimmte Monatsgarantie (die Mann letztlich bekommen sollte) geben könne, wisse er nicht, da dies vielleicht mit den Verlagsgrundsätzen in Widerspruch stehe. Obwohl Coudenhove Zsolnay geraten haben dürfte, Heinrich Mann umgehend ein Angebot zu machen und den Autor aufforderte, dem Verlag probeweise einen Vertrag zu schikken, dauerte es noch einige Monate, bis eine Einigung erzielt wurde.[42] Am 8. April 1924 teilte Mann »Doctor Coudenhove« folgendes mit: »Sie und Ihre Gattin wird es vielleicht interessiren, dass ich mit Paul Zsolnay Verlag abgeschlossen habe. Ich hoffe, wir werden mit einander zufrieden sein. Ihnen Beiden danke ich, dass Sie mich auf den Verlag aufmerksam gemacht haben.«[43]

Einer der ersten Verlagsverträge des jungen Unternehmens wurde im Dezember 1923 für Franz Werfels *Verdi*-Roman unterzeichnet, ein Werk, das der Autor seinem Verleger Kurt Wolff schon 1920 versprochen hatte.[44] Von der Diktion des

---

[41] Auf die Verhandlungen im Jahre 1925 wird noch eingegangen.

[42] Es ist nicht auszuschließen, daß es zwischen dem Verlag und Mann einen frühen schriftlichen Kontakt etwa in Form von Telegrammen gab, doch liegt solche Korrespondenz von dieser Zeit weder im Heinrich Mann-Archiv noch im Verlagsarchiv vor. Der Ordner mit Korrespondenz zwischen Autor und Verleger zählte vermutlich zu den Geschäftsunterlagen, die im Jahre 1938 von der Gestapo beschlagnahmt und nicht zurückgegeben wurden. Eine umfangreiche, nicht konfiszierte Korrespondenz findet sich im Bestand »Vertragsmappen« im Verlagsarchiv und wird später herangezogen.

[43] Fonds Richard Coudenhove-Kalergi, Fondation Archives Européennes, Genf. In diesem Brief teilt Mann außerdem mit, er habe dem Zsolnay Verlag den »neuen Roman von Andreas Latzko«, den noch nicht beendeten »Zeitroman 1920« empfohlen und bittet Coudenhove, seine Empfehlung bei Zsolnay zu unterstützen. Latzko lebte seit 1920 in Salzburg. In einem Brief von Mann an Coudenhove vom 26. April 1924 heißt es: »Über L. in Salzburg bekomme ich vom Zsolnay Verlag durchaus keine Antwort. Man scheint nicht zu wollen. Aber dann wäre ich, aus menschlichem wie aus literarischem Interesse, neugierig auf die Gründe. Könnten Sie einmal nachfragen und mir kurz berichten?« Wie aus weiteren Briefen Manns an Coudenhove hervorgeht, lehnte der Verlag im Mai 1924 eine Übernahme Latzkos ab. Um welchen Roman es sich hier handelt, ist nicht bekannt. Zwischen dem Werk *Der letzte Mann* (1919) und dem Roman *Sieben Tage* (1931) gab es keine Buchveröffentlichung Latzkos. Siehe János Szabó: Der vergessene Andreas Latzko. In: *Acta Litteraria Acad.Sci.Hung.* 29 (1987), S. 305-314. Siehe dazu auch Andreas en Stella Latzko: *Levensreis. Herinneringen.* Amsterdam en Antwerpen: Wereldbibliotheek 1950.

[44] Im Verlagsarchiv finden sich so gut wie keine Werkverträge Werfels mehr. Vorhanden ist einzig ein Vertrag zwischen dem PZV und dem Kurt Wolff Verlag vom 14.3.1931, in dem der Kurt Wolff Verlag, vertreten durch Georg Heinrich Meyer, auf alle Rechte und Zahlungsansprüche aus dem Werk Franz Werfels seinen Verzicht leistet. (Vertragsmappe Werfel) Alle Hinweise auf Verträge mit dem Autor beziehen sich daher auf Originale oder fallweise auf Abschriften im Franz Werfel Archive an der University of Pennsylvania bzw. im Werfel-Archive an der Univer-

Vertrags zu schließen (»für den durch mich zu gründenden Verlag«), stand nicht fest, wann das erste Verlagswerk erscheinen sollte. Der Verlag verpflichtete sich, »bis anfangs März 1925 den Roman im Handel erscheinen zu lassen«. Die Startauflage dieses für den Zsolnay Verlag erfolgreichsten deutschsprachigen Originalwerks betrug 10 000 Exemplare, eine Zahl, die in Hinkunft die Mindesterstauflage von Romanwerken darstellen sollte. Als Honorartantiemen erhielt Werfel im vorhinein für die ersten 10 000 Exemplare 10 000 Schweizer Franken. Das war ein Modus, den der Autor auch bei Kurt Wolff gewählt hatte, doch ist zu diesem frühen Zeitpunkt, da ein Generalvertrag wegen der vertraglichen Bindung zu Wolff noch in der Zukunft lag, noch nicht von ständigen monatlichen Akontozahlungen die Rede.[45] Von dem genannten astronomisch hohen Honorar soll der Verlag Werfel einen Vorschuß von sfr 5 000 angeboten haben. Selbst Kurt Wolff, der unter der Inflation gelitten hatte, tat sich viele Jahre später schwer, diesen Betrag in heutiges Geld zu übersetzen: »Die Summe von fünftausend Schweizer Franken überstieg«, so Wolff, »das Vorstellungsvermögen des Wirtschaftslaien.« Nach Erhalt des Traumangebots hatte sich der Schriftsteller an seinen bisherigen Verleger gewendet und um Rat gebeten, wie er sich Zsolnay gegenüber verhalten sollte. »Ich konnte auch mit Einsatz aller mir zur Verfügung stehenden Mittel dem Autor und Freund nicht einmal tausend Franken beschaffen. So war es selbstverständlich, ihm zu antworten, er solle das Angebot annehmen.«[46] Kein Wunder also, daß mehrere Kurt Wolff-Autoren der guten Konditionen wegen nach Wien gingen und daß der Zsolnay Verlag hiemit gewissermaßen das Erbe Kurt Wolffs antrat.

Für Paul Zsolnay waren Verlagsverträge und nicht nur sie völliges Neuland. Als es etwa darum ging, den Druckauftrag für das am 4. April 1924 erschienene erste Werk, den *Verdi*-Roman, zu vergeben, wußte er noch nicht, was der Unterschied sei zwischen Fraktur und Antiqua und bedurfte fremder Hilfe.[47] Als Landwirt hätte er zudem wegen fehlender Qualifikationen (Befähigungsnachweis) von der strengen Behörde sowieso keine Konzession erhalten. Und ohne einen Mann, der ihm jahrelang treu zur Seite stand, wäre Zsolnay auf völlig verlorenem Posten gewesen. Denn der Betrieb des Verlagsbuchhandels war in Österreich im Gegensatz zu Deutschland noch immer ein konzessioniertes Gewerbe. Zsolnay brauchte also nicht nur eine »rechte Hand«, sondern auch jemanden, der im Besitz einer gültigen Konzession war und Branchenerfahrung hatte. Er hieß Felix Kostia-Costa.

---

sity of California. Im Fall des ersten *Verdi*-Vertrags handelt es sich um eine Abschrift, aus der der Tag nicht hervorgeht.

[45] Vgl. KWB, S. 346.

[46] Kurt Wolff: *Autoren, Bücher, Abenteuer. Betrachtungen und Erinnerungen eines Verlegers. Mit einem Anhang: Kurt Wolff. Lebensdaten, und einer Bibliographie: Bücher in den Verlagen Kurt Wolffs*. Zusammengestellt von Helen Wolff. Berlin o.J. (1965).

[47] So Zsolnay in einem Vortrag in Wien im November 1958. *Neues Österreich*, 13.11.1958, S. 7.

4.2.2. Felix Kostia-Costa

Costa, der richtig »Kostia« hieß,[48] entstammte einer Schauspieler- und Schriftstellerfamilie. Sein Vater Carl (1832-1907) - nach dem im 15. Wiener Gemeindebezirk die Costagasse benannt ist - verfaßte zahlreiche Wiener Volksstücke, Possen und Parodien und landete seinen größten Erfolg mit *Bruder Martin*. 1848 war Carl Costa Studentenlegionär, später Staatsbeamter und dann freier Schriftsteller. In den Jahren 1882-1885 war er Direktor des Theaters in der Josefstadt in Wien, und hier lernte er seine zweite Frau, eine junge Schauspielerin aus Frankfurt, Rosa Goldstern (1862-1916) kennen. Der Vater von Felix Costa war (in der NS-Diktion) Vollarier, seine Mutter Jüdin. Der jüngere Bruder von Felix, Martin Kostia-Costa (1895-1974), war jahrzehntelang erfolgreich als Schauspieler, Theaterregisseur und Bühnenschriftsteller tätig. Zu seinen bekanntesten Werken zählten *Der Hofrat Geiger*, *Fiakermilli*, *Der rosarote Fürst de Ligne*. Felix Costa wurde am 30. August 1887 in Wien geboren. Ab dem Schuljahr 1898/1899 besuchte er das k.k. Staatsgymnasium im VIII. Bezirk, unweit der väterlichen Wohnung in Rother Hof 6. Einer seiner Klassenkameraden heißt Ernst Rosenbaum (* 6.11.1888, Wien), der für seine spätere Berufswahl entscheidend sein wird. Obwohl Felix im Schuljahr 1906/07 die 7. und letzte Klasse besuchte, hat er aus unbekannten Gründen das Zeugnis der Reife nicht zum gleichen Termin wie seine Kameraden erhalten. Erst im Alter von »20 10/12 Jahren«, wie der entsprechende Jahresbericht der Schule vermerkt, konnte er im Sommer 1908 die Maturitätsprüfung als »Externist« ablegen. Gewählter Beruf: »Phil. (hum.)«.[49] Mit Verspätung hat er dann im Wintersemester 1908/09 an der Philosophischen Fakultät der Universität Wien inskribiert. Die Fächer: Philosophie und Germanistik mit Lehrveranstaltungen der Professoren Minor, von Weilen, Arnold, Jellinek, Luick und Stöhr.[50] Aber schon nach einem Semester kehrte er dem Studium der Literaturwissenschaft den Rücken und ging zum Militär. Am 9. Juni 1908 hatte er sich als Einjährig-Freiwilliger des Frontdienstes gemeldet und wurde dem Feldjägerbataillon No. 25 zugeteilt.[51] 1912 avancierte er zum Kadett der Reserve, im August 1914 wurde er zum Fähnrich und am 1. November 1914 zum Leutnant in der Reserve ernannt. Am 1. Mai 1916 schließlich wurde er zum Oberleutnant in der Reserve befördert. Bereits seit dem

---

[48] Kostia-Costa ist der amtliche Name, im folgenden wird der Verlagsleiter Felix Costa genannt. Der Doppelname rührt daher, daß anläßlich der Aufführung eines der ersten Werke von Carl Kostia sein Name auf den Programmen und Plakaten falsch geschrieben wurde, also ohne »i«. Es blieb daher bei Carl Kostia, genannt Costa, ja bis zu seinen Enkeln! In den 20er Jahren dürfte Felix seinen Namen amtlich in Costa umgeändert haben.

[49] *LIX. Jahres-Bericht über das k.k. Staatsgymnasium im VIII. Bezirke Wiens, für das Schuljahr 1908/09*, Wien 1909, S. 40.

[50] Wie z.B. Geschichte der deutschen Literatur im 19. Jahrhundert (Minor), Grundriß der neueren deutschen Literaturgeschichte II (von Weilen), Proseminar für deutsche Philologie (Arnold). Auskunft laut Universität Wien, Universitäts-Archiv, Nationale, Phil.Fak., WS 1908/09.

[51] Österreichisches Staatsarchiv, Abt. Kriegsarchiv, Hauptgrundblatt, GBBL Wien, Karton 1081, Kostia Felix.

Ausbruch des Ersten Weltkriegs stand Costa im Felde, wo er unter dem Kommando der Balkanstreitkräfte als Kommandant des Etappentrainzuges Nr. 6/16 Dienst versah. Für die Tatsache, daß er, wie es in einem Belohnungsantrag heißt, »vom Pflichtgefühl durchdrungen«, »selbständig sehr gut verwendbar«, »zu jedem Traindienst vollkommen geeignet« sei, seine Staffel seit Beginn des Feldzuges »musterhaft« geführt hätte, erhielt Costa eine Reihe von Belobungen. Feldzüge hatte er jede Menge mitgemacht, so 1915 in Serbien und den Karpathen, in Mittelgalizien, Wolhynien, in der Bukowina. Auf »die belobende Anerkennung vom Kommando der Balkanstreitkräfte« im April 1915 folgte im Herbst die »Allerhöchst belobende Anerkennung und die Berechtigung zum Tragen der bronzenen Militärverdienstmedaille am Bande des Militärverdienstkreuzes und im Februar 1917 neuerlich diese Anerkennung »bei gleichzeitiger Verleihung der Schwerter« mit der Berechtigung zum Tragen der silbernen Militärverdienstmedaille am Bande des Militärverdienstkreuzes.

Während des Kriegs lernte er einen Regimentskollegen kennen. Es war eine Freundschaft, die für sein späteres Schicksal lebenswichtige Vorteile, aber auch Nachteile mit sich bringen sollte: Hermann Neubacher. Der am 24. Juni 1893 in Wels geborene Absolvent der Hochschule für Bodenkultur in Wien, Dr. Dipl.Ing. Neubacher, wurde am 13. März 1938 zum Bürgermeister von Wien ernannt und konnte seinem Freund Felix eine Zeitlang helfen.

Seit dem 21. Juli 1917 war Felix Costa mit der 1891 in Lemberg geborenen Julie, geb. Gelobter, die er im ersten Semester kennengelernt hatte, verheiratet. Sie war dramatische Sängerin und als junges Mädchen Mitglied der königlichen Hofoper in Berlin, gab aber die Bühnenlaufbahn ihrem Mann zuliebe auf. Nach dem Krieg begann Felix Costa im Verlagsgeschäft Erfahrungen zu sammeln; er ergriff somit einen Beruf, der für ihn seit frühester Jugend feststand. Zusammen mit drei anderen Partnern, darunter seinem früheren Klassenkameraden, Dr.jur. Ernst Rosenbaum (später nannte er sich Dr. Ernst Roenau) bzw. im Verein mit der Gesellschaft für graphische Industrie gründete Costa im November 1919 in Wien den ILF-Verlag für Dichtung, Kunst und Wissenschaft. Er hielt 26% des Firmenkapitals und arbeitete als Geschäftsführer. Als der ILF-Verlag im Januar 1921 von der Rikola Verlag A.G. übernommen wurde, ging auch Costa (und mit ihm Ernst Rosenbaum) zum Verlagsimperium des Bankiers Richard Kola.[52]

Im Dezember 1923 war der feinsinnige Costa bereits im Solde des in Gründung befindlichen Paul Zsolnay Verlags und führte im Namen des Inhabers Gespräche und Vertragsverhandlungen mit potentiellen Verlagsautoren. In der ersten Rechtsform der Firma, die erst am 6.Mai 1924 im Wiener Handelsregister eingetragen wurde, war Costa Einzelprokurist. Das erste Büro befand sich in der Castelligasse 17 im 5. Bezirk. In der frühen Phase oblag es Costa, das »hohe Lied« von seinem Chef zu singen, etwa als es im Dezember 1923 darum ging, den britischen Gesellschaftsautor John Galsworthy durch den Übersetzer L. Leonhard, d.h. Leon Scha-

[52] Näheres dazu in Hall: *Österreichische Verlagsgeschichte*, Band II, S. 326-328.

lit, für den Verlag zu gewinnen. Knapp vor Weihnachten 1923 trafen sich Costa und Schalit, und schon kurz vor Monatsende bekundete Costa das Interesse des Paul Zsolnay Verlags für die deutsche Herausgabe von Werken John Galsworthys. In einem der frühesten »Selbstzeugnisse« heißt es u.a.:

> Paul Zsolnay, der Gründer und Eigentümer unseres Verlages hat von der kulturellen Mission des Verlegers durchdrungen einen Verlag ins Leben gerufen, dessen Aufgabe künstlerisch darin besteht, hochwertigste Literatur zu pflegen und dessen geschäftliche Einstellung seinen ideellen Hochzielen entsprechend bei kaufmännischer und verlagstechnisch genauester Führung den neuen Gedanken bringt, die Autoren am Reingewinn zu beteiligen, ihnen jederzeit Bucheinsicht zu gewähren und in Streitfällen sich einem Schiedsgericht, das aus einem Verlagsvertreter, einem Autor und einer objektiven Persönlichkeit von Rang besteht, zu unterwerfen.
>
> Ich nehme an, dass Ihnen, sehr geehrter Herr Redakteur, sowie Galsworthy, unsere Einstellung sympathisch und erfolgversprechend erscheint.[53]

Es mußte noch sehr intensiv verhandelt werden, bis ein Vertrag mit Galsworthys Vertreter und Übersetzer, Leon Schalit, unterschriftsreif war. Auch in dieser Anfangsphase findet sich in Ablehnungsbriefen Programmatisches über den neuen Verlag. So dürfte im Laufe des ersten Verlagsjahrs die Gattin von Max Brod, mit der Felix Costa bereits in geschäftlicher Verbindung stand, das Novellenmanuskript einer weniger bekannten Schriftstellerin zur Veröffentlichung eingereicht und eine nicht erwartete Absage erhalten haben. Nach einer ersten Ablehnung bat Zsolnay seinen Direktor, Costa, den Text zu lesen und nach einer gemeinsamen Beratung wurde das Manuskript erneut für ungeeignet befunden. Selbst in dieser frühen Phase - wie auch später - verzichtete der Verlagsinhaber nicht auf die Fachmeinung seines Direktors, und es war generell so, daß jeder die Entscheidung des anderen voll mittrug und bei Berufungen gegen negative Entscheidungen den anderen zu Rate zog. Im Fall des von »Frau Dr. Max Brod« eingereichten Manuskripts schrieb Paul Zsolnay höchstpersönlich, um zu betonen, »dass die Nichtannahme dieses Buches in unser Verlagsprogramm durch die Grundprinzipien unseres Institutes bedingt« wäre. Er klärte Frau Brod sodann über »Sinn und Zweck unseres Verlags« wie folgt auf:

> 1. Die deutschen Dichter sind durch die trostlosen Verhältnisse der Kriegs- und Nachkriegszeiten schwer geschädigt. Es scheint daher notwendig, ihnen eine Heimstätte zu bieten, die ihnen all jene Vorteile zukommen lässt, die dem Wert ihrer Arbeit entsprechen. Daher sichern ihnen unsere Statuten Einblick und Kontrolle unserer Buchführung, sowie Beteiligung am Reingewinn zu.
>
> 2. In der Erfüllung unserer kulturellen Mission liegt es, wirklich bedeutende Werke der ausländischen Literatur dem deutschen Publikum zu vermitteln, doch nur unter der Voraussetzung, dass deren Herausgabe eine literarische Notwendigkeit darstellt. Im Interesse unseres erstge-

---

[53] Schreiben vom 29. Dezember 1923 an Leon Schalit, Ordner Galsworthy I. Der Brief stammt wahrscheinlich von Felix Costa.

nannten Grundprinzipes ist hier strengste Auswahl geboten, um den grössten Teil unserer Kraft den deutschen Dichtern zu widmen.[54]

[54] Paul Zsolnay an Frau Dr. Max Brod, 31.1.1925, Ordner Brod I.

5. Das erste Verlagsjahr

5.1. Eine Produktionsübersicht

Praktisch die ganze Produktion des ersten Geschäftsjahres wurde zunächst mündlich im Laufe des Herbstes und schließlich im Dezember 1923, spätestens im Januar 1924 vertraglich festgelegt. 1924 erschienen insgesamt statt der vorgesehenen zwölf bereits achtzehn Titel. Zieht man in Betracht, daß der Berliner S. Fischer Verlag es unter enormen Schwierigkeiten schaffte, 1923 bloß 19 und 1924 23 neue Titel auf den Markt zu bringen, so war das kein schlechter Anfang. Es war zudem ein recht buntgemischtes Programm:

1.	Franz Werfel: *Verdi. Roman der Oper*	4. April
2.	Hans Kaltneker: *Die Schwester. Drama*	9. April
3.	John Galsworthy: *Der Menschenfischer*	21. Mai
4.	P. Dominique: *Unsere liebe Frau*	11. Juli
5.	Richard Wagner: *Briefe an Hans Richter*	17. Juli
6.	Paul Géraldy: *Helene. Roman*	18. August
7.	Maurice Baring: *Die Verzauberte. Roman*	18. August
8.	Walther Eidlitz: *Die Laufbahn der jungen Clothilde*	18. August
9.	Egmont Colerus: *Pythagoras. Roman*	26. September
10.	Gustav Mahler: *Zehnte Symphonie*	13. Oktober
11.	John Galsworthy: *Gesellschaft*[1]	13. Oktober
12.	Gustav Mahler: *Briefe 1879-1911*	17. Oktober
13.	Claude Anet: *Ariane. Ein russisches Mädchen*	24. Oktober
14.	John Galsworthy: *Der kleine Jon*	6. November
15.	John Galsworthy: *Urwald*	17. November
16.	Franz Werfel: *Juarez und Maximilian*	17. November
17.	Arthur Schnitzler: *Fräulein Else*	17. November
18.	Felix Salten: *Geister der Zeit*	16. Dezember

Von den ersten 18 (eigentlich 19) Verlagswerken waren nicht weniger als acht (9) Übersetzungen, was durchaus den Intentionen des jungen Verlags entsprach, aber beim Publikum und bei den Buchhändlern auf Kritik stoßen sollte, Stichwort »Ausländerei«.

---

[1] Dieses Werk erschien zunächst u.d.T. *Loyalität* (*Loyalties. Schauspiel in drei Akten (sieben Szenen)*. Autor. Übers. aus dem Englischen von Leon Schalit (L. Leonhard) ebenfalls mit Impressum Paul Zsolnay Verlag: Berlin-Wien-Leipzig 1924.

5.2. Der Verdi-Erfolg

Die Zusammensetzung des Programms scheint dem Zufallsprinzip entsprungen zu sein und wurde weitgehend von persönlichen Bekanntschaften und Freundschaften bestimmt. Trotzdem konnte Zsolnay gleich zwei verlegerische Volltreffer landen (sieht man von der ansehnlichen Auflagenhöhe von Schnitzlers *Fräulein Else* zunächst ab): den *Verdi*-Roman, der in zwei Fassungen und vielen Auflagen einen Stand von 250 000 Exemplaren erreichte und Claude Anets Roman über ein russisches Mädchen, *Ariane*, der bis Anfang 1933 immerhin und durch eine Verfilmung mit Elisabeth Bergner in der Hauptrolle,[2] die Zsolnay allein 1931 dazu veranlaßte, 62 000 (!) Exemplare auszuliefern, kräftig unterstützt, eine Auflage von 201 000 Exemplaren verzeichnen konnte. Mit den ersten Erfolgen handelte er sich freilich auch die ersten Flops ein, aber die Konturen des künftigen Programms waren erkennbar.

Der *Verdi*-Roman markierte den Grundstein einer von und durch Franz Werfel erhofften Verdi-Renaissance im deutschen Sprachraum. Die Erstauflage dieser »Ilias der Musik«, wie sie in der ersten Verlagswerbung bezeichnet wurde,[3] verkaufte sich innerhalb von neun Monaten. Die zweite Auflage von weiteren 10 000 Exemplaren setzte der Verlag etwas langsamer ab, sodaß das 56.-65.Tsd. erst im Februar 1928 aufgelegt wurde. Weitere 137 000 Bände folgten hintereinander in 3 Auflagen einer »Sonderausgabe« zwischen September und Dezember 1930 zum besonders niedrigen Preis von M 2,85 bei einem Umfang von 604 Seiten. Das Verlegerrisiko lohnte sich. Damit dürften aber die Wiederbelebungsversuche für *Verdi* ihren Höhepunkt erreicht haben, denn die Nachfrage ließ nach, und der Verlag verkaufte Anfang 1934 Restbestände nach Berlin. Das Werk selber wurde beim Leipziger Lager im März 1936 beschlagnahmt und eingezogen.

Trotz des Vermerks in der Neuausgabe vom Jahr 1930 (»Ungekürzte, neu durchgesehene Sonderausgabe«)[4] war diese zweite Fassung von Werfel in Antwort auf z.T. heftige Kritik am sprachlichen Ausdruck und vor allem Inhalt weitaus gründlicher durchgearbeitet worden als man meinen könnte. Werfel versuchte u.a. diejenigen Passagen entweder ganz zu streichen oder abzuschwächen, die ihm den nicht ungerechtfertigten Vorwurf einer antideutschen Einstellung eingebracht hatten und die spätere NS-Kritik an diesem Werk prägte.

Im Mittelpunkt seiner nicht gerade sympathischen Darstellung der »deutschen« Musikkultur von Bach abwärts, die z.T. durch den fanatischen Musiker Fischböck vermittelt wird, steht Beethoven, der »oberste aller Beelzebube«, dem es gelang, »die Eitelkeit, Hohlheit, Brutalität, Beschränktheit seiner Person in Musik zu set-

---

[2] Siehe *Bewundert viel und viel gescholten... Elisabeth Bergners unordentliche Erinnerungen*. C. Bertelsmann Verlag 1978, S.84, 90, 92.

[3] *Börsenblatt*, Nr. 97, 25.4.1924, S. 5753.

[4] Im Gegensatz zur ersten Fassung 1924, deren Satz von der Gesellschaft für graphische Industrie in Wien stammt, wurde die zweite Fassung 1930 neu gesetzt, und zwar bei der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig.

zen«.[5] Das abkanzelnde Urteil über Goethes *Faust* (»Welche Verlogenheit, dieses Stück ein Volksgedicht zu nennen!«), das nicht goutiert wurde, wurde ersatzlos gestrichen.[6] Besonders die erste Fassung bot auch der NS-Kritik reichlich Anlaß, Wagner als die Verkörperung deutscher Musik in Schutz zu nehmen vor einem jüdischen Autor, der »seinen politischen Fanatismus, seinen infernalischen Haß gegen alles Deutsche in unverfänglichen Romanen« einzukleiden pflegte.[7]

Werfel nahm ansonsten regen Anteil an dem Versuch einer Verdi-Renaissance[8] und plante sehr früh einen ersten Auswahlband der Briefe Verdis auf deutsch. Ähnliche Pläne schmiedete der Musikschriftsteller Paul Stefan, doch wurde sein Angebot an den Zsolnay Verlag im Herbst 1924 nicht gleich angenommen, da, wie es in einem Brief von Felix Costa an Stefan vom 16. Juli 1925 heißt, »die massgebende Entscheidung Franz Werfels [...] nach wie vor noch ausständig« sei (Ordner Stefan). Erst am 24. November dieses Jahres erhielt Stefan einen Vertrag für die Verdi-Briefe, und es dauerte bis 1. Juni 1926, bis der Vertrag mit Werfel besiegelt war.[9] Werfel fungierte als »Herausgeber« und war für die Einleitung verantwortlich, während Paul Stefan »im Einvernehmen« mit Werfel mit der Auswahl der Briefe (300) und deren Übersetzung betraut war. Der Vertrag sah vor, daß Stefan Werfel alles »zur Genehmigung« vorzulegen hatte. Für seine Mühewaltung war Werfel mit einer Tantieme von 8½ Prozent am Ladenpreis beteiligt und bekam die Tantiemengarantie für 3 000 Exemplare bei Manuskriptübergabe ausbezahlt.

5.3. Musikerbriefe

Die erste Ausgabe der »Musikerbriefe« war bereits im Dezember 1923 fixiert worden: die von Alma Maria Mahler herausgegebenen und eingeleiteten Briefe Gustav Mahlers. Es war jene Ausgabe, die Franz Werfel im Namen seiner Freundin dem

---

5 Zitiert wird hier nach der Taschenbuchausgabe im Fischer Taschenbuch Verlag (1979), S. 180. In diesem Band wird der Leser mit keinem Wort darüber aufgeklärt, daß es eine zweite Fassung dieses Romans gab oder daß sie der Erstfassung von 1924 zugrundeliegt. In der Sonderausgabe 1930 heißt es an dieser Stelle (S. 299) nicht viel freundlicher: »Dann aber war das achtzehnte Jahrhundert zu Ende und Beethoven erschien. Gewiß, ein Erzengel. Aber der Engel des Abfalls, Luzifer! Er hat den Höllensturz der Musik vollendet, indem er sie, wie es so schön heißt, befreite. [...] An das Zwielicht der aufgeblasenen Eitelkeit, des Zornes, der Brunst, des Selbstbetrugs hat er sie gebannt, an all das, was sich selbstbesessen 'Ich' und 'Seele' nennt. Beethoven ist der Erfinder dieser 'Seele' in der Musik.«

6 Vgl. Taschenbuchausgabe, S. 204 und Sonderausgabe, S. 340.

7 Nicht näher gezeichneter Artikel von einem »K.Z.«, unter der Überschrift »Der verbotene Werfel« unmittelbar nach Anfang Februar 1934 in einer Zeitung erschienen. Ausschnitt im Ordner Werfel.

8 Siehe Hermann Fähnrich: Franz Werfels Anteil an der Verdi-Renaissance. In: *Neue Zeitschrift für Musik*, 124. Jg., H. 10, 1963, S. 374-377 sowie ders.: Verdi in der Deutung Franz Werfels. In: Ebd., 120.Jg., 1959, S. 258-261.

9 Original des Vertrags in den Alma Mahler-Werfel Papers, Philadelphia.

Verleger Kurt Wolff bereits im Oktober 1919 angeboten hatte,[10] die Ullstein angeblich »schon viele Monate haben« wollte und die Wolff postwendend annahm.[11] Frau Mahler hatte in der Folge mit Kurt Wolff über das Werk einen Vertrag abgeschlossen.[12] Auch Alma Mahler, die vertragsmäßig von Paul Zsolnay persönlich betreut wurde, kam in den Genuß der großzügigen »Sonderrechte«, wie es im Vertrag vom 16.1.1924 heißt.[13] Die Witwe Mahlers erhielt K 20 000 pro Buch bei einem berechneten Ladenpreis von K 140 000. Bei einer allfälligen Senkung des Preises stand ihr derselbe Betrag zu. Sie verpflichtete sich vertraglich, sollte sie weitere Briefe Gustav Mahlers veröffentlichen wollen, diese dem Zsolnay Verlag zur Verfügung zu stellen.

Einige Monate später schloß der Verlag den Vertrag über eine Ausgabe der Briefe Richard Wagners an Hans Richter (erschienen am 17. Juli als 5. Werk), die von den Richterschen Erben zur Verfügung gestellt wurden. Abgegolten wurde die Veröffentlichung mit einer einmaligen Pauschalsumme für die Erstauflage von 5 000 Exemplaren in der Höhe von Ö.Kr. 50 000 000.

Erst im Dezember 1925 konnte der Verlag den von Dr. Franz Strauß unter Mithilfe von Hugo von Hofmannsthal herausgegebenen Briefwechsel zwischen Richard Strauss und Hofmannsthal in einer Auflage von 10 000 Exemplaren auf den Markt bringen. Nach dem Erscheinen einer Tolstoj-Briefausgabe in diesem Herbst wurde nun nicht nur fürs erste, sondern endgültig das Veranstalten solcher Ausgaben aufgegeben.

5.4. Die Sonderrechte

Die frühen Vertragsabschlüsse - etwa mit den Erben Hans Richters (5.4.1924) oder mit Julius Meier-Graefe (24.4.1924) - präzisieren die »Sonderrechte«, die die Autoren des Paul Zsolnay Verlages genossen. Weil sie dokumentarischen Wert haben, sollen hier die wesentlichen Passagen, darunter die Erläuterung der Gewinnbeteiligung, in extenso zitiert werden.

> 3.) Der Verlag ist verpflichtet, in jedem Jahr im Monat Februar und August dem Autor [...] über den Verkauf seines Werkes Rechnung zu legen und zwar auch dann, wenn der Verlag die Tantieme für die ganze Auflage ausbezahlt hat. Zugleich mit der Rechnungslegung hat der Verlag dem Autor den sich aus dieser Verrechnung zu Gunsten des Autors ergebenden Guthabensaldo auszubezahlen.
>
> 4.) Zur Vermeidung von Differenzen über kaufmännische Gebahrung (sic) des Verlages, wählen je der Verlag und die Autoren des Verlages je einen beeideten Buchsachverständigen, welche

---

10 Franz Werfel an Kurt Wolff, Brief von »Anfang Oktober 1919«, KWB, S. 335f.

11 Telegramm Wolff an Werfel vom 6.10.1919, KWB, S. 336.

12 Wolfram Göbel: Der Kurt Wolff Verlag 1913-1930. Expressionismus als verlegerische Aufgabe. In: *Archiv für Geschichte des Buchwesens* 15 (1975), Sp. 521-962. Hier Sp. 867. Im folgenden abgekürzt als Göbel: Der Kurt Wolff Verlag mit Spaltenzahl.

13 Vertrag vom 16. Januar 1924 mit Alma Maria Mahler, Vertragsmappe Mahler.

beide die Kontrollkommission bilden. Der vom Verlag gewählte Buchsachverständige ist von diesem, der von den Autoren gewählte Buchsachverständige von den Autoren angemessen zu honorieren. [...]

5.) Alljährlich gibt der Verlag seine von der Kontrollkommission geprüfte und kontrasignierte Bilanz entweder in einer Versammlung derselben oder mittelst Zirkular bekannt. In dieser Bilanz ist der Reingewinn in der Art festzustellen, dass zunächst alle mit dem Verlage verbundenen Auslagen als Passivposten zu buchen sind. Unter diesen Passiven zählt auch die Verzinsung des in das Verlagsunternehmen investierten Eigenkapitales des Verlegers zu den (sic) Durchschnittszinsfuss der Nationalbank im abgelaufenen Geschäftsjahr. Diesen Passiven sind sämtliche Bruttoeinnahmen als Aktiven gegenüberzustellen. Der sich nach Abzug der Passiva ergebende Reingewinn fällt zu 50% dem Verlag zu, während die restlichen 50% an die Autoren im Verhältnis der aus ihren Werken im abgelaufenen Geschäftsjahr erzielten Bruttoeinnahmen nach jedem dritten Jahr zur Auszahlung gelangen.

6.) Ergeben sich zwischen einen (sic) Autor und dem Verlag Differenzen, so ist die Kontrollkommission anzurufen, welche eine Schlichtung der Angelegenheit zu versuchen hat. Gelingt eine solche nicht, so entscheidet über die Streitfrage ein inappelables Schiedsgericht, in welches sowohl der Autor, als auch der Verleger je einem (sic) der im Vertragsverhältnis stehenden Autoren oder Buchsachverständigen wählt. Diese beiden wählen einen Senatsvorsitzenden, eines Wiener Gerichtshofes als Vorsitzenden. Die Kosten des Schiedsgerichtes trägt der unterliegende Teil.[14]

5.5. Der Vermittler Hans Jacob

Wie bereits angedeutet, ist vor allem das Programm des ersten Jahres durch eine Reihe von »Vermittlern« zustandegekommen. Der indirekte Vermittler eines dieser Werke - genauer der vierten Publikation - des Romans *Unsere liebe Frau von der Weisheit* von Pierre Dominique, war Arthur Schnitzler. Dessen Freund, der Berliner Schriftsteller und Übersetzer Hans Jacob, hatte sich in seiner Vermittlerrolle S. Fischer gegenüber »ganz ausserordentlich bewährt«[15] und »unschätzbare Dienste geleistet«.[16] Jacob war im Dezember 1923 zu Konsultationen nach Wien (wohin er überhaupt übersiedeln wollte[17]) gekommen, und dabei wurde auch die Möglichkeit

---

[14] Vertrag Hans Richter vom 5. April 1924, Vertragsmappe Richter. (Zeichensetzung wie im Original!)

[15] Tagebuch Arthur Schnitzler. Eintragung vom 9. Dezember 1923. Siehe auch de Mendelssohn: S. Fischer, S. 928 ff. sowie den Brief von Arthur Schnitzler an Olga Schnitzler vom 9.12.1923 in Schnitzler: Briefe, S. 335.

[16] Schnitzler an Clara Katharina Pollaczek, 10.12.1923. Die Mitteilung Schnitzlers über Jacob hier ist fast wortidentisch mit der an seine Frau (s.o.) im Brief vom 9.12.1923. Die zum überwiegenden Teil unpublizierte Korrespondenz Schnitzlers mit der Jugendbekanntschaft und späteren Lebensgefährtin Clara Katharina Pollaczek (1875-1951) ist in der Wiener Stadt- und Landesbibliothek aufbewahrt. Eigene Abschriften dieser Korrespondenz sowie relevante Tagebuchabschriften Pollaczeks finden sich in einem dreibändigen unveröffentlichten maschinenschriftlichen Typoskript u.d.T. »Arthur Schnitzler und ich« (1896-1931) in der Wiener Stadt- und Landesbibliothek (Signatur: Ic 149.392).

[17] Schnitzler: *Briefe*, S. 332 bzw S. 335. An Olga Schnitzler, 27.11.1923 bzw. 9.12.1923.

besprochen, ihn mit Paul Zsolnay in Verbindung zu bringen. Konkret ging es um eine deutsche Ausgabe der Werke Marcel Prousts.[18] Zsolnay war vom erfahrenen Übersetzer und Kenner der französischen Literatur Hans Jacob sehr angetan. Jacob vermochte Zsolnay von der Idee zu überzeugen, eine Gesamtausgabe Prousts zu veranstalten. Möglich, daß ihm die überaus erfolgreiche 44-bändige Balzac-Ausgabe bei Rowohlt in Erinnerung war und daß er die Hochkonjunktur für solche Literatur nutzen wollte. Zsolnay schickte Jacob nach Paris, (wo er später in der Person Berta Zuckerkandls eine Agentin hatte), um mit dem Verleger Gallimard zu verhandeln.[19] Der Wiener Verlag erhielt das ausschließliche Recht, das Gesamtwerk Marcel Prousts in deutscher Sprache zu veröffentlichen, und Jacob unterzeichnete einen »höchst zufriedenstellenden Vertrag« (ebd., S. 104) mit Zsolnay. Sehr verärgert war Jacobs allerdings, als Gerüchte auftauchten, wonach S. Fischer sich auch um Proust bemühen würde. Dies führte zu einem »Wutausbruch« Jacobs in Form eines Briefes Anfang April 1924 an den Berliner Verleger. In einem Schreiben an Schnitzler dementierte Fischer entschieden und merkte an, daß der Verlag »Die Schmiede« die Bücher von Proust erworben hätte.[20] Das Problem Jacobs lag aber woanders. Gallimard brach den Vertrag, so Jacob, »in einer geradezu beispiellosen Weise«. Wie in der Zeit bis Dezember 1923 (Einführung der Goldmark in Deutschland) herrschte nun in Frankreich die Inflation. Folglich wurde die vertraglich festgelegte, von Gallimard selbst diktierte Anzahlung auf jeden Band völlig entwertet. »Statt einen neuen Vertrag anzubieten oder zu erbitten, verkaufte sich Herr Gallimard an den Meistbietenden, in diesem Falle an den Verlag »Die Schmiede«,[21] ohne Zsolnay oder mich auch nur zu informieren.« (S. 104) Kurioserweise stammte die 1926 im Berliner Propyläen-Verlag erschienene Proust-Übersetzung von einem Schriftsteller, der später sowohl als Autor als auch als Übersetzer für den Zsolnay Verlag tätig war: Ernst Weiß. Weitere Proust-Übersetzungen in den 50er Jahren wurden von einer anderen Zsolnay-Übersetzerin, Eva Reichel-Mertens, gemacht. »Zsolnay ließ mich als eine Art Entschädigung für die große Enttäuschung, die ich erlebte, ein Buch zum Übersetzen wählen. Ich hatte die

---

[18] Tagebucheintragung Arthur Schnitzlers vom 31.12.1923: »Wir sprachen über die Verlagsangelegenheit (Zsolnai-Proust etc);«

[19] Hans Jacob: *Kind meiner Zeit. Lebenserinnerungen*. Köln-Berlin: Kiepenheuer & Witsch 1962, S. 104.

[20] So schrieb Fischer an Schnitzler am 3. April 1924: »Soeben erhalte ich von Herrn Hans Jacob einen Wutausbruch in Form eines Briefes ins Haus geschickt. [...] Bitte, sagen Sie ihm dass ich mich mit meinem Ehrenwort verbürge mich weder direct noch indirect um Proust bemüht zu haben. Mir hat (im Gegentheil) Herr Szolnay (sic) in Berlin erzählt, er hätte mit Herrn Jacob wegen Proust einen Vertrag abgeschlossen und ich war es der darnach Grund hätte über die Illoyalität des Herrn Jacob nachzudenken.« (The Posthumous Papers of Arthur Schnitzler, Cambridge University Library, Karton 121e). (Zeichensetzung wie im Original!)

[21] Zur Geschichte und Produktion dieses Unternehmens siehe Wolfgang U. Schütte: Der Verlag Die Schmiede 1921-1931. In: *Marginalien. Zeitschrift für Buchkunst und Bibliophilie*, Heft 90 (1983), S. 10-35.

Wahl zwischen »Ariane, jeune fille russe« von Claude Anet und »Notre Dame de la Sagesse« von Pierre Dominique.[22] Ich entschied mich für das Buch von Dominique. Beide Bücher erschienen bei Zsolnay, das andere von Georg Schwarz übersetzt. Das Buch von Anet ist allein in der deutschen Ausgabe in einer Auflage von mindestens einer Million erschienen, das von Dominique ist wahrscheinlich noch auf Lager. Habent sua fata libelli.« (Ebd., S. 105.) Der Roman von Dominique war in der Tat kein großer Erfolg. Er erschien im Juli 1924 in einer wohl überhöhten Auflage von 5 000 Exemplaren und wurde Anfang der 30er Jahre in Berlin verramscht. Noch vor Ende der 20er Jahre kamen weitere Werke Dominiques in deutscher Übersetzung - beim Musarion bzw. Insel Verlag - heraus,[23] ohne Hans Jacob als Übersetzer. Für Zsolnay war der Verkauf von Dominique kein Anlaß, sein Verleger zu werden.

Einen ähnlich bescheidenen Erfolg erzielte das Werk eines anderen Autors der ersten Stunde, des Briten Maurice Baring. Sowohl der erste Roman *Die Verzauberte* (Aufl. 3 000) vom August 1924 als auch der »Roman im Dreieck« *Triangel* in gleicher Auflagenhöhe (erschienen 27. November 1925) kamen beim Publikum nicht an und wurden ebenfalls verramscht.

5.6. Der zweite Autor Hans Kaltneker

Bei keinem anderen Autor oder Buch aus der Produktion des ersten Jahres war eine Veröffentlichung eine solche echte Herzensangelegenheit wie beim früh verstorbenen expressionistischen Lyriker und Dramatiker und Jugendfreund Paul Zsolnays Hans Kaltneker. Es wurde Zsolnay gar nachgesagt, er hätte seinen Verlag überhaupt gegründet, um Kaltnekers Andenken zu bewahren.[24]

Kaltneker war 1919 im Alter von bloß 24 Jahren einer tückischen Krankheit, die er sich mit 17 Jahren zugezogen hatte, zum Opfer gefallen. Nach einem mehrjährigen Genesungsaufenthalt in Davos war Kaltneker, der von frühester Jugend an gedichtet hatte, nach Wien zurückgekehrt, wo er an der Universität Wien Rechtswissenschaften studierte. »Innige Freundschaft hat uns beide junge Menschen verbunden«, schreibt Paul Zsolnay zwei Jahrzehnte nach Kaltnekers Tod. »Ich hatte die Freude, dieses vielversprechende Talent sich entfalten zu sehen und die Entstehung seiner Werke miterleben zu dürfen. So wurde es für mich nur Selbstverständlichkeit, das Werk meines Freundes der Öffentlichkeit zu übergeben, als ich Verleger

---

[22] Diese Behauptung trifft nicht zu, denn der Übersetzer der *Ariane*, Georg Schwarz, war im alleinigen Besitz der Rechte. In den späten 20er Jahren übersetzte Jacob zwei Colette-Romane (*Chéri* und *Chéri's Ende*) für den Paul Neff Verlag. Beide wurden in den 50er Jahren von Zsolnay übernommen.

[23] *Weltuntergang. Roman* (1928) bzw. *Seine Majestät ... Ein Roman* (1929).

[24] Paul Wertheimer: Ungarische Verleger in Deutschland. In: *Pester Lloyd* (Budapest). Typoskript (7 S.) im Verlagsarchiv.

geworden war.«[25] Kaltneker hinterließ ein relativ umfangreiches Werk, das zunächst - nicht zu seinem Vorteil - in einem kleinen, Mitte 1920 in Wien von einem ehemaligen literarisch-artistischen Sekretär des k.k. Hofburgtheaters namens Dr. Richard Rosenbaum (1867-1942) gegründeten Verlag (»Donau-Verlag«)[26] zu erscheinen begann. Rosenbaums verlegerische Erfahrung erschöpfte sich in seiner Tätigkeit Ende 1918/Anfang 1919 als Repräsentant des S. Fischer Verlags in Wien, ein Posten, von dem er bald entfernt wurde. Aktiv war der Donau-Verlag lediglich in den Jahren 1921 und 1922. Von den Werken der Gattin Rosenbaums, Frau Kory Towska Rosenbaum, abgesehen, verlegte das kapitalschwache Unternehmen insgesamt zehn Titel, darunter die Werke *Die Liebe* und *Das Bergwerk* von Kaltneker. Trotz z.T. ansprechender Titel und Einbände ging dem Verlag bald die Luft aus, und er blieb auf einem umfangreichen Lager sitzen. Die Liquidation, die 1925 begann, brachte gewaltige Verluste.

Bereits im Dezember 1923 folgte der erste mündliche und dann schriftliche Kontakt des Zsolnay Verlags mit Rosenbaum, der sich alsbald als höchst unguter Geschäftspartner entpuppen sollte. Denn das einzige Pfand seiner mittlerweilen lahmgelegten Firma waren nach dem Gesetz von Angebot und Nachfrage die Rechte auf die Werke Kaltnekers. Dies war ein Vorteil, der durch die Geschäftsunkundigkeit der Alleinerbin, der Mutter Kaltnekers, Frau Baronin Leonie Kaltneker, nur noch begünstigt wurde. Rosenbaum wollte seine Rechte, die er gar nicht mehr wahrnehmen konnte, in klingende Münze umsetzen, und dazu war ihm ziemlich jedes Mittel recht.

---

[25] Paul Zsolnay: In Memoriam Hans Kaltneker. In: *Österreichischer Frauen-Not-Dienst. Almanach 1938.* (nicht erschienen) Typoskript im Verlagsarchiv, Mappe »PZ privat 1.IX.35-1.XI.37«. Zu Kaltneker siehe auch Felix Salten: *Geister der Zeit. Erlebnisse.* Berlin-Wien-Leipzig: Zsolnay 1924, S. 304-311. Kaltneker, Zsolnay und Hans Flesch von Brunningen sollen während der Schulzeit versucht haben, einen kleinen literarischen Zirkel zu bilden. Sie sollen gemeinsam eine hektographierte Zeitschrift unter dem Titel »Das neue Land« publiziert haben, die eigene Werke - meist Gedichte und Feuilletons - enthielt und im Bekanntenkreis verbreitet wurde, publiziert haben. (Siehe Hans Kaltneker: *»Gerichtet! Gerettet!«*. Eingel. und ausgewählt von Hellmuth Himmel. Graz-Wien: Stiasny-Verlag 1959, S. 7) Ein 1959 noch im Besitz Paul Zsolnays existentes Exemplar dieser Zeitschrift ließ sich nach Mitteilung seiner Tochter Alma Zsolnay im Nachlaß nicht finden. In seinen Memoiren (*Die verführte Zeit. Lebens-Erinnerungen.* Herausgegeben und mit einem Nachwort von Manfred Mixner. Wien-München: Verlag Christian Brandstätter 1988) erwähnt Flesch-Brunningen Kaltneker als Freund und Mitschüler (S. 9, 10), nicht aber Paul Zsolnay. Unerwähnt bleibt auch die Tatsache, daß Flesch in den Jahren 1927-1929 beim Zsolnay Verlag eine Reihe von Manuskripten (»Fuchsjagd«, »Merkur«, »Ischia-Schwindel«, »Die Schwelle«) zur Veröffentlichung einreichte. Ein Exemplar der Zeitschrift »Das neue Land« hat sich im Nachlaß Flesch-Brunningens im Deutschen Literaturarchiv Marbach nicht erhalten. Die Vermutung, daß Zsolnay Klassenkamerad war, ließ sich anhand der Jahresberichte des k.k. Staatsgymnasiums im 13. Bezirke, Fichtnergasse 15, nicht bestätigen.

[26] Zur Geschichte dieses Verlags siehe Hall: *Österreichische Verlagsgeschichte*, Band II, S. 115-118.

Die Geschäftsanbahnung erfolgte in höflicher Atmosphäre. So schrieb Felix Costa an Rosenbaum am 12. Dezember 1923:

> Im Auftrage Paul Zsolnays, der in grosszügiger und opferfreudiger Bemühung um kulturelle Dinge sein Interesse dem österreichischen Verlagsgedanken zugewendet hat, erlaube ich mir an Sie, verehrter Herr Doktor, nunmehr in schriftlicher Form mit dem Ersuchen heranzutreten, die Absichten Zsolnays, soweit sie eine Förderung des Nachruhms seines verstorbenen Freundes Hans Kaltnekers bezwecken, zu unterstützen.

Die Absicht des Verlags war es, mit Zustimmung Rosenbaums, ein Sammelbuch von den Werken Kaltnekers herauszubringen, »die für des Autors Sonderart Charakteristischesten sind und ein Bild der hohen Begabung des Dichters geben«. Niemand sei »berufener« im Verein mit Paul Zsolnay Auswahl und Herausgabe durchzuführen als eben Dr. Rosenbaum, der sich ja »unvergängliche Verdienste um die Entdeckung und Förderung des leider so früh verstorbenen Dichters erworben« hatte. Costa versicherte Rosenbaum, daß der Plan nicht nur keine Gefährdung seiner eigenen Verlagsabsichten mit Kaltneker bedeute, sondern sogar sein eigenes Werk fördere.

Zsolnays Vorschlag ging dahin, dem Donau-Verlag das Honorar von 10% zur Gänze zu überlassen, die halbe Erstauflage des Auswahlbandes bei Erscheinen im voraus zu bezahlen und die zweite Hälfte im Abrechnungsweg auszuzahlen. Er verpflichtete sich darüber hinaus, bereits erschienene sowie in Vorbereitung befindliche Werke Kaltnekers im Donau-Verlag im Auswahlband anzuzeigen, ja auch sonst nachdrücklich auf den Donau-Verlag als Stammverlag Kaltnekers hinzuweisen. Dafür dürfte der Donau-Verlag kein konkurrenzierendes Werk herausgeben. Bereits für 1921 hatte Rosenbaum zwei Titel (*Die Schwester. Ein Schauspiel in drei Akten*; *Die Opferung. Eine Tragödie. Vier Akte*), für 1922 ein Werk (*Die Villa der Frau de Chrysolores und andere Novellen*) angekündigt, aber der Markt für Kaltneker-Werke war eindeutig nicht günstig. Rosenbaum wird gewußt haben, warum er diese Bände nicht herausbrachte, denn eine solche Wertanlage, wie er in den Verhandlungen mit dem Zsolnay-Verlag weismachen wollte, war Kaltneker nicht. Eine »Schluss-Bilanz vom 1. Dezember 1928«, die nach Beendigung der Liquidation dem Wiener Handelsgericht übermittelt wurde, spricht eine deutliche Sprache. Wenn man davon ausgeht, daß die beiden Bücher in Auflagen von 2 000 Exemplaren hergestellt wurden, so war laut Aufstellung der Warenvorräte Ende 1928 sieben Jahre später nicht einmal je die Hälfte der Auflage abgesetzt worden, wobei Kaltneker sich bezeichnenderweise besser in Österreich als in Deutschland verkaufte.[27] Vom Verlagswerk *Die Liebe* war die ganze Auflage nicht einmal aufgebunden worden, was die Verhandlungstaktik Rosenbaums in ein anderes Licht rückt. Mit dem Jungverleger Zsolnay witterte Rosenbaum nun das Geschäft seines Lebens. »Wir sind uns grundsätzlich einig«, schrieb er Herrn von Zsolnay am

[27] Handelsgericht Wien. Registerakt C 43,102. Der Warenvorrat von *Die Liebe* in Wien und Leipzig war 1 339 Exemplare, vom *Bergwerk* 1 309 Exemplare.

14. Dezember 1923, »dass wir das Bestreben haben das hinterlassene Werk Hans Kaltnekers zu fördern«, allerdings wäre er nicht in der Lage die Herausgabe »ohne ein entsprechendes Entgelt« zu übernehmen. Aber auch die von Zsolnay angebotenen Vorteile stünden »in keinem beachtenswerten Verhältnis zu den Forderungen, die Sie an den Donauverlag stellen«, meinte Rosenbaum weiter. »Die Forderungen, die ich aus diesem Titel namens meines Verlages an Ihr zu gründendes Verlagsunternehmen stellen müsste, beziffern sich, knappest berechnet, auf 3500 Dollars. Ich fürchte, dass Ihr Angebot, das meinen Forderungen gegenüber so winzig ist, schwerlich zu einer Einigung führen dürfte. Aber ich habe kein Recht Ihren Entschliessungen vorzugreifen,« heißt es ein wenig scheinheilig. Zsolnay und Costa waren solch erpresserischen Methoden offensichtlich noch nicht gewachsen, obwohl das spekulative Geschäft mit der Erwerbung von Rechten zur täglichen Arbeit eines Verlags gehörte. Am 10. Januar 1924 einigten sich die Parteien dennoch: Zsolnay stimmte der Überlassung der Verlagsrechte an Kaltnekers Nachlaß gegen eine Pauschalzahlung von 60 Millionen Ö.Kr. zu, die übrigens bei Vertragsabschluß fällig war. Ausgeklammert aus der Vereinbarung war das Recht des Bühnen*vertriebs* der Dramen Kaltnekers.

Kaum war der Vertrag unterschrieben und der schriftliche Nachlaß Kaltnekers[28] übergeben worden, wurden Zsolnay, Costa und Felix Salten gebeten, einen schwelenden Streit zwischen einem zahlungsunwilligen Rosenbaum und der Rechteinhaberin Leonie Kaltneker zu schlichten. Salten schaltete die Genossenschaft dramatischer Autoren ein und riet zum Naheliegenden: den Vertrag mit Rosenbaum zu kündigen. Frau Kaltnekers Forderung aus dem Bühnenvertrieb war pikanterweise nicht viel geringer als jene Summe, die Zsolnay dem Donau-Verlag für die Überlassung der Buchrechte bezahlt hatte. Die »Befreiung« Kaltnekers dauerte aber noch eine Weile.

Am 9. April 1924, fünf Tage nach dem Erscheinen von Werfels *Verdi*-Roman, kam Kaltnekers *Die Schwester. Ein Mysterium* in einer Auflage von bloß 1 000 Exemplaren heraus. Wenige Tage danach zahlte der Verlag die Tantieme von 7 000 000 Ö.Kr. aus. Im Herbst begann Paul Zsolnay, nachdem er auf Rosenbaums Mitarbeit dankend verzichtete, mit den Vorbereitungen für den vom ihm herausgegebenen Band *Dichtungen und Dramen* und wandte sich an Frau Kaltneker mit der Bitte um authentische biographische Angaben über ihren Sohn für

[28] Im Interesse einer Dokumentation werden hier die dem Zsolnay Verlag am 18. Januar 1924 übergebenen Schriftwerke Kaltnekers verzeichnet: Die Schwester. Dramatisches Mysterium. Maschinenschrift; Das Bergwerk. Drama. Maschinenschrift; Die Opferung. Tragödie. Maschinenschrift; Ritter Lanzelot. Mysterienspiel. Handschrift; Herre Tristrant. Tragödie. Handschrift; Die Heilige. Mysterium für Musik. Maschinenschrift; Schneewittchen. Märchenspiel. Maschinenschrift; Die Villa der Frau de Chrysolores. Novelle. Maschinenschrift; Frau Ostern! Novelle. Maschinenschrift; Die Magd Maria. Novelle. Maschinenschrift; Die Untreue der Elisabeth Lebrecht. Novelle. Maschinenschrift; Herre Tristram von Lonnois. Roman. Handschrift; Vier Hefte Sonette in Handschrift; Das neue Land. Zeitschrift. Hektogramm. (Verzeichnis im Ordner Kaltneker) Der Nachlaß Hans Kaltnekers gilt heute als verschollen.

seine Einleitung. »Herr von Zsolnay«, schreibt Costa, »der ja der beste Freund Ihres genialen Sohnes war, hat sicherlich Hans Kaltneker genau gekannt, trotzdem legt er mit Recht Wert darauf, das Bild des Dichters so zu zeichnen, wie es in der Erinnerung der Mutter fortlebt.«[29] Die Herausgabe weiterer Werke Kaltnekers war zwar ein persönliches Anliegen Zsolnays, aber ein verlegerisches Risiko, um nicht zu sagen Verlustgeschäft. So war es möglich, die Auflage der *Schwester* abzusetzen, aber die beiden letzten Publikationen waren Mißerfolge und mußten, obwohl das letzte Werk (*Die drei Erzählungen*, September 1929) bloß in einer Auflage von 2 000 Exemplaren ausgeliefert wurde, alle 1933 verramscht werden. Die »innige Freundschaft« Zsolnays mit seinem Jugendfreund ging in der Gestalt des Mäzenatentums auf dessen Mutter über. Noch bis in die 30er Jahre hinein ersuchte Frau Kaltneker um durch den Verkauf der Werke ihres Sohnes nicht gedeckte Tantiemen, um Vorschüsse, um Geldzuweisungen und zuletzt gar um eine monatliche Rente für Bücher, die Makulatur waren. Und Ehrenmann und Mäzen, der er war, zahlte Paul Zsolnay auch. Er mußte ihr aber dennoch einmal die traurige Wahrheit beibringen, als sie als kleine Pensionistin bei Zsolnay wegen eines Vorschusses für eine Badekur vorstellig wurde.

> Ich habe die Angelegenheit des Vorschusses, den Sie vom Verlag wünschen, genau erwogen und bin zum Ergebnis gekommen, dass die Bücher, die bei uns erschienen sind, voll im vorhinein honoriert sind. Der Abverkauf ist leider bei aller literarischen Anerkennung und Bewunderung, die dem Werke einen unvergänglichen Platz in der deutschen Literatur einräumen, ein derart langsamer, dass wir aller Voraussicht nach viele Jahre brauchen werden, um die bereits gedruckten und honorierten Werke zu verkaufen. Der Verlag ist daher nicht in der Lage, Ihnen die 800 Schilling vorzuschiessen, doch bin ich gern bereit, wenn es Ihnen angenehm ist, für den Verlag einzuspringen und Ihnen mit dieser Summe auszuhelfen.[30]

So konnte Zsolnay der ihm im Dezember 1930 vorgetragenen Bitte, »noch Unbekanntes aus der geistigen Hinterlassenschaft unseres theuren Verblichenen der Mitwelt« bekanntzumachen, nicht nähertreten.[31] Versuche von Dr. Franz Horch,[32] im Namen des Verlags Anfang 1934 einen Roman Kaltnekers aus dem Nachlaß mit dem kuriosen Titel »U« in Zeitungen und Zeitschriften des Ullstein Verlags zu plazieren, blieben ohne Erfolg, weil Kaltnekers Werk nicht mehr so zeitgemäß war. Allfällige Anfragen an den Verlag wegen Übersetzungen ins Englische oder Ungarische fruchteten nichts, und selbst die Bühnenrechte waren keine Wertanlage mehr, obwohl drei Dramen in Wien aufgeführt wurden. So war es verständlich, daß Dr. Richard Rosenbaum, der 1925 damit beschäftigt war, die Verluste seiner bankrotten Firma zu zählen, erneut den Versuch machte, mit überhöhten und un-

---

[29] PZV an Frau von Kaltneker, 12.9.1924, Ordner Kaltneker.

[30] Paul Zsolnay an Leonie Kaltneker, 18.6.1930, ebd.

[31] Leonie Kaltneker an Paul Zsolnay, 4.12.1930, ebd.

[32] Horch war vom 1. Februar 1933 bis zum 9. Juni 1937 Leiter der Theaterabteilung des Paul Zsolnay Verlags.

verschämten Forderungen, die Bühnenrechte auf Kaltneker dem Zsolnay Verlag »anzudrehen«. Jenseits aller üblichen Taktik auf beiden Seiten war Rosenbaums Anbot kaum als realistisch zu bezeichnen. Rosenbaum glaubte nämlich Zsolnay in der Hand zu haben, denn bei der Drucklegung der *Dichtungen und Dramen* war dem Verlag eine kleine technische Panne unterlaufen. Der vertraglich vereinbarte Vermerk, wonach das Aufführungsrecht der veröffentlichten Dramen ausschließlich durch den Donau-Verlag zu erwerben sei, war versehentlich unterlassen worden. Rosenbaum konnte sich nun ob des Verstoßes kaum mehr beherrschen. Er drohte ununterbrochen, verlangte Wiedergutmachung, eine Bereinigung der Lage, lehnte die Beilage eines Korrekturzettels erbost ab, forderte einen »annehmbaren Vorschlag«, setzte Fristen usw. Als der Zsolnay Verlag, der die Panne nicht als eine »Vertragsverletzung« auffaßte, »mit unserer Weisheit am Ende« war (September 1925), bat er Rosenbaum um einen Vorschlag. Auf weitere Fristsetzungen folgten weitere Drohungen mit gerichtlichen Schritten, aber von der ursprünglichen Forderung von ö.S. 32 500 war Rosenbaum auf 12 500 heruntergestiegen, was für den Zsolnay Verlag nach wie vor »leider nicht annehmbar« blieb. Für diesen rein kommerziellen Handel war Zsolnay Anfang 1926 bereit, lediglich ö.S. 2 000 zu zahlen, was von Rosenbaum als »Hohn« quittiert wurde. Rosenbaum und sein Donau-Verlag gingen somit auch im Besitz der Rechte pleite.

5.7. Der Franzose Paul Géraldy

Nach John Galsworthy und Pierre Dominique war Paul Géraldy der dritte Ausländer und zweite französische Schriftsteller im Programm des ersten Jahrs. Der Verlag wurde im Mai 1924 durch den vom Dichter zur Übersetzung ermächtigten Schriftsteller Raoul Auernheimer auf Géraldys Roman *Helene* (*Le Prélude*, 1923) aufmerksam gemacht. In einem Brief vom 8. Mai erlaubte sich Auernheimer, der im Begriff war, die Übersetzung fertigzustellen, »bevor ich mich anderweitig festlege, bei Ihnen anzufragen, ob Sie sich für die Buchausgabe der Erzählung interessieren«. (Ordner Géraldy) Kaum eine Woche später griff Felix Costa im Namen des Verlags zu und sicherte Autor und Übersetzer gemeinsam eine 15%-ige Beteiligung vom Ladenpreis des broschierten Exemplars zu. Wie üblich zu dieser Zeit, wurde die Tantieme (für eine Auflage von 5 000 Exemplaren) im voraus in jeder gewünschten Währung zum Tageskurs des Schweizer Franken bezahlt.[33] Das Buch kam bereits am 18. August auf den Markt. Auernheimers weitere Mitarbeit für den Verlag erschöpfte sich zunächst in einem Gutachten über Claude Anets *Ariane*. Paul Zsolnay lehnte 1926 eine Veröffentlichung des Auernheimer-Romans *Die rechte und die linke Hand* ab, und zwar aus seiner ganz persönlichen Einstellung zu diesem Buch. Die ausführliche schriftliche Begründung der Ablehnung ist für die

[33] PZV an Auernheimer, 16.5.1924, ebd.

Art und Weise, wie und vor allem nach welchen Kriterien Entscheidungen für oder gegen die Annahme eines Werks im Verlag gefällt wurden, sehr aufschlußreich.

> Meine persönliche Einstellung zu Ihrem Roman ist entscheidend davon beeinflusst, dass meinem subjektiven Empfinden die Wahl des Stoffes und dessen dichterische Auswertung in graziös-ironisierender Form ferne liegt. Ich betone, dass meine Meinung eine durchaus persönliche ist, die ich Ihnen, sehr verehrter Herr Doktor, auch nur auf Ihre direkte Anfrage hin nach meiner eigenen Stellungnahme mitgeteilt habe. Da also nicht künstlerische Bedenken bei mir obwalten, würde meine Stellungnahme dem Verlag erlauben, das Werk herauszubringen. Ich würde daher, wenn Sie es wünschen das Manuskript ohne meine eigene Meinung zu äussern - wie ich das öfters tue - Herrn Costa übergeben und ihn ersuchen, mir seine Ansicht ausführlich darzulegen. Falls Herr Costa mir raten würde, das Werk erscheinen zu lassen, würde es dann bei uns erscheinen. Ich habe mir aber auf Grund unserer persönlichen Beziehungen erlaubt Ihnen den Rat zu geben unseren Verlag sich nicht um das Werk bewerben zu lassen, obwohl ihm selbstverständlich bei einer Annahme alle verlagstechnische Förderung zu teil würde, zu der wir uns jedem Werk unseres Verlages gegenüber verpflichtet fühlen. Aber wie Sie aus meinen früheren Ausführungen entnommen haben, kann ich mich nicht aus vollem Herzen hinter das Werk stellen, weil ich nicht in mir jene Übereinstimmung fühle, die für mich die Voraussetzung dafür ist, dass ich für ein Werk durch Dick und Dünn gehe. Ich fürchte nun, dass diese unwägbaren und unmessbaren Gefühlsmomente einem grossen Erfolg wesentlich Abbruch täten und bin aus diesem Grunde aus Hochschätzung für Ihre Kunst und aus dem Bemühen mir Ihre Freundschaft zu erhalten zu dem Entschluss gelangt, Ihnen offen davon abzuraten den Roman in unserem Verlag erscheinen zu lassen.[34]

Sowohl dieses »sich hinter das Werk stellen können« als auch die innere »Übereinstimmung« mit dem Werk sowie die Beiziehung Costas (oder vice-versa) als »Berufungsinstanz« war für den Zsolnay Verlag ganz charakteristisch. Auernheimers Übersetzertätigkeit fand beim Verlag nach der Übertragung der Géraldy-Erzählung »Zuhause« für das Jahrbuch 1927 keine Fortsetzung. Erst wieder im Herbst 1932 erschien in einer Auflage von 2 000 Exemplaren ein Band von Auernheimer *Geist und Gemeinschaft. Zwei Reden.* Die Vermittlung und Übersetzung Géraldys übernahm in der Folge die in Paris lebende, nach eigener Angabe »Besitzerin aller deutschen Rechte von Géraldy« und als Literaturagentin tätige »Frau Hofrat« Berta Zuckerkandl. Von Frau Zuckerkandl nicht unbeeinflußt entwickelte der Zsolnay Verlag drei Jahre nach Erscheinen des Romans *Helene* den Ehrgeiz, mit Géraldy einen Generalvertrag abzuschließen und überließ Zuckerkandl die Verhandlungen mit dem Autor. Den Verlauf der ersten Verhandlungen schilderte Berta Zuckerkandl so:

> Paul Géraldy ist auf meine Bitte, der Verhandlungen wegen, die ich mit ihm zu führen wünschte, aus Beauvallon nach Paris gekommen. Ich habe gestern lange mit ihm verhandelt und bin nun in der Lage, Ihnen feststehende Vorschläge, im Namen Géraldy's zu machen. Geraldy ist von der moralischen, oder besser gesagt, von der ideellen Bedeutung, die für ihn ein Generalvertrag mit dem Paul Zsolnay-Verlag hat, überzeugt. Und weil er es ist, so ist er bereit, einen

[34] Paul Zsolnay an Auernheimer, 4.1.1926, ebd. Der Roman erschien 1927 bei S. Fischer.

pekuniär ausgezeichneten Antrag, den er durch die Societe des Auteurs für seine nächsten Stücke erhalten hat, abzulehnen [...] Geraldy würde unter nachstehenden Bedingungen mit dem Zsolnay-Verlag abschliessen.

Paul Geraldy verpflichtet sich für die Zukunft, seine sämtlichen Werke, sowohl Stücke als auch Prosaschriften, allein dem Paul Zsolnay-Verlag für deutsche Sprache zu überlassen. [...]

Was die Bücherausgabe der Stücke betrifft, so hat Geraldy die Erfahrung gemacht, dass seine Stücke die Auflagehöhe grosser Romane überstiegen. Er hat dem Zsolnay-Verlag ein Exemplar von »Aimer« geschickt, woraus zu ersehen ist, dass es 63 Auflagen hatte. (Jetzt bereits 65) Auch die Auflagehöhe der anderen, später erschienenen Stücke, ist gross. Und sehr gross, die von »Toi et moi«.

Geraldy ist überzeugt, dass hier ein gutes Geschäft zu machen ist. Für den Verleger.) Er erklärt sich mit dem Vorschlag des Paul Zsolnay-Verlages einverstanden, laut welchem Paul Geraldy von den fünfzehn Prozent vom broschürten Band zehn Prozent erhält und er fünf Prozent der Übersetzerin, Frau Berta Zuckerkandl, abgibt. Für »Toi et moi« an Frau Pollatschek) [= Clara Katharina Pollaczek][35]

Der Optimismus Géraldys bewahrheitete sich nicht. Man dachte an eine Vereinbarung, nach der jedes Jahr ein Band in einer Auflage von 3 000 Exemplaren auf den Markt kommen würde. Man konnte sich zunächst in der Sache des Bühnenvertriebs nicht einigen. Der Verlag hätte sich, ohne die in Frage kommenden Stücke zu kennen, verpflichten müssen, sie auch in Bühnenvertrieb zu nehmen. Der Verlag stimmte dem Vorschlag zu, außer den bisher zugesagten drei Bänden von Géraldy in der von ihm gewünschten Einteilung und in einer einvernehmlich festzusetzenden Reihenfolge noch einen vierten Band herauszugeben. Dieser sollte in einem Umfang von 100 bis 150 Seiten den kleinen Roman *Helene*, die Erzählung »Zuhause«, sowie mehrere kleinere Novellen umfassen.

Die beiden Seiten erzielten insoweit Einigung, als schon im September 1927 eine Bühnenausgabe von *Son mari* u.d.T. *Ihr Mann. Schauspiel* (Aufl. 500) auf den Markt kam. Wenige Monate später, Anfang November, erschien ein älterer Band von Liebesgedichten *Du und Ich* (*Toi et Moi*, 1913) in einer Auflage von 3 000 Exemplaren. Auch beim Erscheinen dieses Bandes war Arthur Schnitzler indirekt beteiligt. Anläßlich der sehr erfolgreichen Premiere seines Dramas *Aimée* in der Übersetzung Berta Zuckerkandls im Wiener Theater in der Josefstadt im Mai 1924 war Géraldy nach Wien gekommen. Der Franzose gab der Jugendfreundin Schnitzlers, Clara Katharina Pollaczek, das Übersetzungsrecht für das ganze Buch *Toi et Moi*, nachdem Frau Pollaczek bereits mit Hilfe Paul Wertheimers zwei Mal längere Gedichte Géraldys in der *Neuen Freien Presse* veröffentlicht hatte. Pollaczek wandte sich ohne Erfolg an Ernst Peter Tal vom E.P. Tal Verlag, man riet ihr zu Zsolnay zu gehen, doch wollte sie zuerst Schnitzler fragen, was er davon halte, da sie, wie sie dem Dichter schrieb, »ohne Deine Zustimmung keinen

[35] Berta Zuckerkandl an Felix Costa, 19.5.1927, Ordner Géraldy.

Schritt in der Richtung tun« wollte.[36] Schnitzlers vorläufiger Kurzkommentar aus Baden-Baden: »Zsolnay halte ich im gegenwärtigen Moment für aussichtslos«.[37] Wenige Monate später war der Band schon in Druck.

Schließlich lieferte der Verlag im Dezember des folgenden Jahres eine zweibändige Ausgabe der Theaterstücke Géraldys u.d.T. *Theater. Dramen* aus. Der Autor war mit der Ausstattung dieser Bände so zufrieden, daß er eigens einen persönlichen Brief an den Verlag richtete. An Abschlüssen mit Géraldy und anderen Autoren war Frau Zuckerkandl mit einer Provision beteiligt.

Für das Jahr 1930 planten die Übersetzerin und der Verlag eine Ausgabe von *L'Amour* (1929) u.d.T. *So ist die Liebe*. Das Verlegen dieses, wie sich herausstellte, letzten Werks Géraldys bei Zsolnay im Juni 1930 führte wenige Tage vor dem Erscheinen zu einer Kontroverse mit Berta Zuckerkandl. Wie des öfteren in den Geschäftsbeziehungen zwischen Autor und Verlag ging es um Geld. In Abkehr vom gewöhnlichen Zahlungsmodus - bei Übersetzungswerken zahlte Zsolnay dem Autor in der Regel ein Honorar von 10% des Ladenpreises und dem Übersetzer 5% - wollte Zuckerkandl statt einer Beteiligung ein Pauschale, d.h. eine einmalige Abgeltung. Der Verlag hatte beim Buch *So ist die Liebe* das Höchsthonorar, das er für ausländische Werke in Anwendung brachte, nämlich 15%, ausbezahlt und das Honorar für die ganze Erstauflage im voraus gutgeschrieben und war der Meinung, daß auch Berta Zuckerkandl gut ausgestiegen war. Somit angeschnitten war eine für die Geschäftspraxis des Zsolnay Verlags grundsätzliche Frage, die Felix Costa in einem ausführlichen Schreiben an Frau Zuckerkandl auseinandersetzte. Costa war der Ansicht, daß eine Beteiligung statt einer Pauschale im Endeffekt eher im Interesse der Übersetzer lag und begründete dies folgendermaßen:

> Was nun die Stellungnahme des Verlages zu Ihrem Wunsch nach einer Pauschalierung Ihres Honorars anlangt, möchte ich, bevor ich diese Stellungnahme Ihnen mitteile, unsere allgemeine Einstellung zur Frage der Pauschalierung ausführen. Wir sind ein autorenfreundlicher Verlag, d.h. wir sind bestrebt, den Autoren alle Vorteile zu bieten, die die von ihnen erworbenen Werke uns tragbar erscheinen lassen. Wir sind daher Gegner einer Bestimmung, die den Autoren nicht alle Chancen einer Beteiligung am Absatz ihrer Bücher belässt, sondern sie mit einer fixen Summe ein für alle Mal abspeist. Sie können sich wohl denken, dass es bei den vielen ausgezeichnet gehenden Büchern des Verlages für uns eine Ersparnis gewesen wäre, wenn wir, was zweifellos möglich gewesen wäre, bei einer Reihe von ihnen die Autoren mit einem Pauschale abgegolten hätten. Wenn wir nun aber bei Büchern, bei denen wir im vorhinein annehmen, dass ihnen ein höherer Absatz gewährleistet ist, davon absehen, ein Pauschale durchzusetzen, dann können wir unmöglich bei anderen Büchern, bei denen uns ein höherer Absatz nicht gewährleistet erscheint, diesen Modus einführen. Es wurde stets von allen Autoren als ein grosser Fortschritt gewertet, dass anstelle einer einmaligen Abfindung die perzentuelle Beteiligung nach je-

---

[36] Pollaczek an Schnitzler, Brief vom 27.6. 1924. (»Arthur Schnitzler und ich«, Blatt 60. Unver. masch. Manuskript in der Wiener Stadt- und Landesbibliothek, Signatur Ic 149.392) *Toi et moi* war das einzige Werk, das Clara Katharina Pollaczek für Zsolnay übersetzte.

[37] Schnitzler an Pollaczek, Brief vom 1.7.1924, ebd. Schnitzler riet ihr, die Géraldy-Gedichte bei Reclam zu probieren.

dem verkauften Exemplar getreten ist. Daraus geht auch hervor, dass das Pauschale von dem Verleger immer in einer Höhe bestimmt worden ist, die weit hinter der Summe, die auf Grund einer perzentuellen Beteiligung von ihm erwartet wurde, zurückblieb.

Da wir nun das Buch von Paul Géraldy »So ist die Liebe« in einer Auflage von 3000 Exemplaren gedruckt haben - eine Auflage, deren Absatz uns mehr als fraglich erscheint, womit keine literarische, sondern lediglich eine verkaufstechnische Wertung ausgesprochen ist - könnte der Pauschalbetrag für die Übersetzerin nur geringer sein als das Honorar für 3000 verkaufte Exemplare. Das Pauschale würde also, da der Preis des broschierten Exemplars S 3.- beträgt, sich unter S 450.- bewegen müssen. Damit kann Ihnen aber nicht gedient sein, da ja der Ihnen auf Grund Ihrer Beteiligung gutgeschriebene Betrag S 450.- beträgt und Ihnen ausserdem noch die Chance offenbleibt, dass sich dieser Betrag, falls ein über Erwarten guter Absatz eintritt, für Sie noch erhöht. [...] Es gibt keinen Fall in unserem Verlag und ich glaube, in keinem Verlag der Welt, wo ein höheres Honorar garantiert wird, als es der ersten Auflage eines Buches entspricht; hingegen ist es durchaus üblich, dass bedeutend weniger Exemplare voraushonoriert werden, als die erste Auflage beträgt.

Ich bin in meinem Schreiben so ausführlich geworden, um Ihnen, sehr verehrte Frau Hofrat, zu zeigen, dass wir wirklich bestrebt waren und sind, Ihnen gegenüber das grösste Entgegenkommen zu zeigen und dass wir Ihre Arbeit und Ihre Bemühungen mit den höchsten Sätzen entschädigen möchten, die in unserem Verlag zur Anwendung gelangen. Besonders liegt mir daran, Ihnen zu beweisen, dass dies auch in diesem Fall geschehen ist, zumal ich weiss, dass Sie mit einer höheren Summe gerechnet haben, was sicherlich darauf zurückzuführen ist, dass Sie mit den Berechnungsmassstäben des Verlagswesens natürlich nicht vertraut sein können. Wenn hiemit festgestellt ist, dass unser Verlag Ihnen in dieser an sich gewiss nicht bedeutenden Angelegenheit soweit als möglich entgegengekommen ist, kann man das von Paul Géraldy nicht behaupten. Paul Géraldy schreibt Ihnen, dass er besonderen Wert darauf legt, dass die Übersetzung eine ausserordentlich gute sei und dass er uns deshalb bittet, Ihnen ein Pauschale einzuräumen. Ich glaube nicht, dass es das Richtige ist, wenn man selbst auf etwas Wert legt, dem anderen nahe zu legen, dafür die Kosten zu tragen und selbst mehr zu erhalten, als andere Autoren, die gleichfalls auf eine ausserordentlich gute Übersetzung Wert legen. Ich möchte Ihnen als Beispiel Galsworthy und H.G. Wells nennen, die das Honorar der Buchausgaben ihrer Werke mit den deutschen Übersetzern teilen.[38]

Es trat nun eine Pause ein, bevor ein neues Werk von Géraldy, die vieraktige Komödie *Christine* (1932) von Zsolnay in Angriff genommen wurde. Inzwischen hatte Géraldy »in Anbetracht der schlechten Verhältnisse« seine Honorarforderungen, d.h. sowohl die vertraglich festgelegten Vorauszahlungen als auch seine Beteiligung an den Tantiemen bis zu einer Verbesserung der Verhältnisse etwas heruntergeschraubt. Doch das Werk kam nicht in den regulären Buchhandel.

Angesichts der schlechten Marktbedingungen sah der Verlag in den 30er Jahren von einer Neuauflage des vergriffenen Lyrikbandes *Du und Ich* ab und unternahm keine Anstrengungen, weitere Werke Géraldys in Verlag zu nehmen. Das Verlagsarchiv schweigt sich über die Jahre 1934 bis 1949 aus.

---

[38] Felix Costa an Berta Zuckerkandl, 3.6.1930, Ordner Géraldy.

5.8. Der Nachlaß Franz Kafkas

1924 hatte neben einer Reihe von deutschen Verlagen auch der junge Paul Zsolnay Verlag die Möglichkeit, Verleger des Werks von Franz Kafka zu werden. Doch der Preis war hoch. Nach dem Weggang Werfels vom Kurt Wolff Verlag und während der Übernahmeverhandlungen mit Wolff-Autor Heinrich Mann waren Zsolnay und Costa ebenfalls schon Mitte 1924 an einer Übernahme des Autors Max Brod sehr interessiert. Einer solchen Übernahme stand wie bei Franz Werfel und Heinrich Mann, deren Generalverträge mit Wolff noch gültig waren, im Fall Max Brod die vertraglich gesicherte Monatsrente und die Bindung zu Wolff im Weg.

Auf den Tag genau zwei Wochen nach dem Tod seines Freundes Franz Kafka wandte sich dessen Nachlaßverwalter Max Brod, der in den kommenden Jahren nicht nur selber zum Aushängeschild des Unternehmens zählen, sondern auch als wichtiger Vermittler der Prager deutschen Dichter tätig werden sollte, an den Zsolnay Verlag in Wien. Dies geschah bereits bevor Brod mit den Rechtsnachfolgern Kafkas einen Vertrag über die Herausgabe des Nachlasses ausgehandelt hatte (19. Juni).[39] Brod verfolgte eine Taktik, die darin bestand, die einzelnen Verlage gegeneinander auszuspielen, eine Praxis, die Joseph Roth manchmal erfolgreich einsetzte. Am 17. Juni 1924 fragte Brod beim Zsolnay Verlag an, ob dieser den Kafka-Nachlaß herausgeben möchte.[40] Zsolnay war freilich nicht der erste gewesen, der angeschrieben worden war. Knapp nach der Beerdigung Kafkas in Prag hatte sich der Verlag »Die Schmiede« Interesse gezeigt, den Nachlaß zu erwerben. Auch Rowohlt, Wolff und S. Fischer wurden kontaktiert. Felix Costa reagierte im Namen des Zsolnay Verlags durchaus positiv:

Wien, 26. Juni 1924.

S. Hochwohlgeboren
Herrn Dr. Max Brod
Prag V.
Brehová 8.

Sehr verehrter Herr Doktor!

Mit ergebensten (sic) Dank bestätigen wir den Empfang Ihres gesch. Schreibens vom 17.d. und erblicken in Ihrem liebenswürdigen Anbot den Beginn einer Verbindung mit Ihnen, sehr verehrten Herrn Doktor, die wir seit Monaten anstreben.

Ihr Vorschlag, die Herausgabe des Nachlasses Franz Kafkas durch unseren Verlag betreffend, erweist uns das Vertrauen, das Sie in uns zu setzen die Liebenswürdigkeit haben.

---

[39] Siehe Joachim Unseld: *Franz Kafka. Ein Schriftstellerleben. Die Geschichte seiner Veröffentlichungen. Mit einer Bibliographie sämtlicher Drucke und Ausgaben der Dichtungen Franz Kafkas 1908-1924.* München: Hanser 1982, S. 236. Vgl. auch Max Brod: Franz Kafkas Nachlaß. In: *Die Weltbühne*, XX.Jg., Nr. 29, 17.7.1924, S. 106-109 und Ludwig Dietz, in: Hartmut Binder (Hrsg.): *KAFKA-HANDBUCH in zwei Bänden.* Band 2: Das Werk und seine Wirkung. Stuttgart: Kröner, S. 3-7.

[40] Dieser Brief Brods liegt im Verlagsarchiv deshalb nicht vor, weil er sich in der entwendeten Tasche Costas befand.

Wir erblicken in dieser Tatsache, die Gewähr, dass Sie, sehr verehrter Herr Doktor, uns auch bezüglich Ihres eigenen Schaffens dasselbe Vertrauen entgegen bringen werden.

Zu Ihrem freundlichen Anbot selbst erlauben wir uns zu bemerken, dass wir selbstverständlich prinzipielles Interesse an der Sache haben; nur wäre es uns sehr erwünscht, wenn wir auf ganz kurze Zeit die Nachlassmanuskripte in die Hand bekämen, um uns ein Bild über den Umfang etz. und eine kalkulative Unterlage schaffen zu können.

Wir rechnen mit der Erfüllung unseres Wunsches und zeichnen mit dem Ausdrucke
unserer besonderen
Verehrung
ergebenst

Drei Tage später kam Brods Antwort an den Verlag mit präzisen Angaben über seine Vorstellungen einer Leseausgabe der Werke Kafkas.

PRAGER TAGBLATT PRAG, 29.6.1924
Herrengasse 12.

Sehr geehrter Verlag,

Ich danke für Ihre freundlichen Worte.- Ich selbst kann vorläufig, da mein großer historischer Roman dzt im Werden ist, Ihnen nichts vorlegen.

Nachlass Kafka: Die unersetzlichen Manuskripte kann ich nicht einsenden. Möchte Ihnen aber vorschlagen, Sie selbst in Prag zu lesen. Für 2 bis 3 Tage könnte ich sie in Prag leihweise hergeben. Ich lege Wert auf rasche Entscheidung, da Kafka eine mittellose, kranke Braut zurückgelassen hat. Daher bitte ich um Beantwortung folgender Fragen:

1.) Kann Ihr Verlag sich verpflichten, bei Ablieferung jedes Bandes der Gesamtausgabe 20% von 4000 Exemplaren zu zahlen, wobei der Ladenpreis zunächst schätzungsweise mit 4 Goldmark angenommen wurde?

2.) Kann bei Erscheinen jedes Bandes die definitive Abrechnung zum realen Ladenpreis erfolgen?

3.) Kann garantiert werden, dass in jedem Halbjahr ein Band erscheint?

4.) Es handelt sich um 3 Romane (jeder umfasst ca. 300-500 Seiten) und um 1 Novellen- und Skizzenband. Kann als fünfter (bzw. erster) Band der Gesamtausgabe ein Band in Aussicht genommen werden, der alle bisher erschienenen Novellen Kafkas umfasst? Diese müssten Sie von Wolff und »Schmiede« erwerben. Dieser Band wäre, wie sub 1.) ausgeführt, also zu denselben Bedingungen zu honorieren.

Ich bitte um möglichst ganz präzise Angaben,- meine Zeit ist arg begrenzt, es ist mir leider ganz unmöglich, ausführlich zu korrespondieren.

In vorzüglicher Hochachtung
Dr. Max Brod

Felix Costa wollte alles Nähere in einem persönlichen Gespräch mit Brod klären. Brod war aber mit den Verhandlungen auf so vielen Fronten zugleich derart mit Arbeit eingedeckt, dass es Costa bei einem Aufenthalt in Prag nicht gelang, zu Brod vorzudringen. Schriftlich teilte er dem Autor folgendes mit:

Wien, den 12. Juli 1924.
Herrn Dr. Max Brod
Redakteur des Prager Tagblattes
Prag

Sehr verehrter Herr Doktor!

Vorigen Montag wollte ich einen kurzen Aufenthalt in Prag dazu benützen, um mit Ihnen, sehr verehrter Herr Doktor, in Angelegenheit des Nachlasses Franz Kafkas persönlich Rücksprache zu pflegen.

Leider misslangen meine Versuche, Sie in der Redaktion des Prager Tagblattes anzutreffen, und meine Anfragen, ob Sie vielleicht in Ihrer Privatwohnung zu sprechen seien, wurden mir dahin beantwortet, dass Sie derzeit mit Arbeit überhäuft sind und ungestört sein wollen und dass es leicht vorkommen könne, bei Ihnen überhaupt nicht Einlass zu finden.

Da ich mich nicht der Gefahr aussetzen wollte, Ihnen lästig zu fallen, reiste ich unverrichteter Dinge von Prag ab. - Auf dieser Reise ist mir nun ein weiteres Malheur passiert: es wurde mir nämlich meine Aktentasche entwendet, in der sich auch Ihr letztes Schreiben an uns befand. - Verzeihen Sie, sehr geehrter Herr Doktor, dass ich Sie mit der Erzählung dieser Dinge aufhalte; zur Sache selbst habe ich folgendes zu bemerken:

Ich hatte es mir als Ziel meiner Reise vorgestellt, Sie, sehr verehrter Herr Doktor, dazu bestimmen zu können, mir die Manuskripte anzuvertrauen; ich wollte sie auf durchaus verlässlichem Wege in einigen Tagen aus Wien wieder an Sie zurückgehen lassen.

Ich frage nun, sehr verehrter Herr Doktor, ergebenst an, ob es nicht doch möglich ist, die Manuskripte als versichertes Wertpaket rekommandiert express nach Wien zu schicken. Es ist mir nämlich in nächster Zeit gänzlich unmöglich wieder nach Prag zu fahren.

Indem ich Sie recht sehr bitte, sehr verehrter Herr Doktor, uns noch einmal in aller Kürze Ihre materiellen Bedingungen bekannt zu geben, sehen wir Ihrer Rückantwort entgegen und zeichnen mit dem Ausdruck unserer besonderen Verehrung[41]

Obwohl heute keine weitere Korrespondenz im Verlagsarchiv vorliegt, kann man davon ausgehen, daß die von Brod gestellten Bedingungen auch für den vergleichsweise vermögenden Zsolnay Verlag zu hoch waren bzw. die Übernahme ein Risiko war, auf das der Verlag nicht eingehen wollte. Zudem darf man nicht vergessen, daß das Werk Kafkas keineswegs ein sicheres Verlagsobjekt war. Den Zuschlag bekam der finanziell wacklige Verlag »Die Schmiede«. Nachdem Brod zu Zsolnay gewechselt war, bot »Die Schmiede« im Jahre 1926 ihre Rechte am Nachlaß Kafkas dem Zsolnay Verlag an, doch lehnte der Verlag die Bedingungen erneut ab.[42]

Im ersten Verlagsjahr brachte Zsolnay auch Werke zweier österreichischer Autoren heraus, nämlich Walther Eidlitz und Egmont Colerus. Über wessen Vermittlung der junge Träger des Preises der Stadt Wien für Dichtkunst (1924) und gebür-

---

[41] Es handelt sich hier um das letzte von drei Schreiben in Sachen Kafka-Nachlaß im Verlagsarchiv. Relevante Korrespondenz aus dem Max-Brod-Archive in Tel Aviv stand mir nicht zur Verfügung.

[42] Unseld: *Franz Kafka*, S. 240f. sowie Anm. 30, S. 295f. Entsprechende Korrespondenz in Sachen Kafka-Nachlaß zwischen Zsolnay und »Die Schmiede« liegt im Archiv nicht vor.

tige Wiener Eidlitz (1892-1978) zu Zsolnay kam, ist nicht bekannt. Sein bisheriges, vorwiegend dramatisches Werk war bei Erich Reiß und Rowohlt in Berlin und bei E.P. Tal in Wien erschienen. Für die fünf Prosawerke, die zwischen 1924 und 1932 im Zsolnay Verlag herauskamen (Auflage jeweils 3 000 Exemplare) erhielt der Autor ein Honorar von 15%. Sein erstes Werk über das Schicksal eines jungen Mädchens, *Die Laufbahn der jungen Clothilde*, mag zwar ein literarischer, aber kein buchhändlerischer Erfolg gewesen sein. So war mehr als acht Jahre nach dessen Erscheinen die erste Auflage großteils vergriffen, aber praktisch die ganze zweite Auflage vom Juni 1926 (2 000) noch auf Lager. (Der Verlag hatte sich zu dieser Auflage vertraglich verpflichtet.)[43] Im Dezember 1932 teilte Zsolnay dem Autor mit, daß ca. 2 000 Restexemplare von der Bibliothek zeitgenössischer Werke übernommen worden wären. Nach der Novellensammlung *Die Gewaltigen* (1926), der Dichtung *Kampf im Zwielicht* (1928), dem ersten Teil einer Romantrilogie *Zodiak* (1930) erschien sein letztes Werk *Das Licht der Welt* (1932). Bis 1938 publizierte Eidlitz, der begann, sich intensiv mit der indischen Religion und Kultur zu befassen, nur noch zwei Reisebücher in einem kleinen Braunschweiger Verlag.

Am 26. September erschien als 9. Verlagswerk ein Langzeit-Bestseller u.d.T. *Pythagoras*, eines der vielen Mathematikwerke des als Beamter des Bundesamts für Statistik tätigen Egmont Colerus. Als Felix Costa noch beim ILF-Verlag arbeitete, war er es, der die Verträge für die Bücher Colerus' aufgesetzt und unterzeichnet hatte.

5.9. Kritik an der »Ausländerei«. Claude Anets »Ariane«

Doch erhoben sich bald Kritikerstimmen, die vom Verlagsprogramm weniger angetan waren. In den ersten vier Monaten (April-August) waren acht Bücher erschienen, davon die Hälfte *ausländische* Bücher in deutscher Übersetzung, zuviel für diejenigen, die von einem neuen deutschen Verlag anderes erwarteten. Die Unzufriedenheit im Buchhandel kommt in den Briefen zwischen dem Verlag und dem Übersetzer von Claude Anets *Ariane*, Georg Schwarz, zum Ausdruck. Hier wird auch die Politik des Verlags bei der Annahme von Manuskripten deutlich. Entweder bemühte er sich, mit einem Autor gleich einen Generalvertrag abzuschließen und unternahm Schritte, die allenfalls bei anderen Verlagen liegenden Rechte zu erwerben, oder die Wahl zwischen Annahme und Ablehnung auf Grund einer Erstvorlagepflicht fiel von Manuskript zu Manuskript. Von manchen Autoren wollte der Verlag von Haus aus einen Generalvertrag, von anderen wiederum nicht. Letzteres traf bei Claude Anet zu.

Am 21. Mai 1924 wandte sich Schwarz an den Verlag unter Hinweis darauf, daß er das Übersetzungsrecht des Romans *Ariane, jeune fille russe* (1920) erworben hatte mit der Frage, »ob Sie prinzipiell für das Werk Interesse hätten und zu

[43] Korrespondenz zwischen Eidlitz und dem Verlag ist verschollen. Lediglich in der Vertragsmappe finden sich Durchschläge einzelner Briefe des Verlags und die fünf Verlagsverträge.

welchen Bedingungen Sie meine Übersetzung erwerben würden«.[44] Kaum hatte der Verlag zugesagt, als Schwarz weitere Anet-Werke anbot. An dem Novellenband *L'armour en Russie* (1922) hatte der Verlag »kein Interesse«. Die Begründung: »Dieses Buch ist doch ein wenig unter dem Niveau, das wir einzuhalten uns bestreben. Was den zweiten Band »Notes sur l'Armour« anlangt, ersuchen wir Sie das Buch ehestens zu lesen und uns Ihr Urteil darüber bekanntzugeben«, heißt es in einem Brief Costas an Schwarz vom 3. Juli 1924. Auch das Werk *Quand la terre trembla* (»Erdbeben«) wollte Costa erst kennenlernen. Mit der Übersetzung der *Ariane* war der Verlagsleiter nicht recht zufrieden und wies auf »eine Reihe von stilistischen Unebenheiten und überflüssigen Schwerfälligkeiten« hin.[45] Aus Zeitgründen bat er Schwarz, Änderungen im Verlag vornehmen zu dürfen. Erst als Schwarz auf eine Entscheidung über den Roman »Erdbeben« drängte, fühlte sich Costa gezwungen, den Übersetzer über die Abneigung des deutschen Publikums gegen fremdsprachige, darunter auch oder gar vor allem französische Literatur, aufzuklären:

> Was den Roman »Erdbeben« anlangt, können wir uns heute unmöglich entscheiden. Denn abgesehen davon, ob uns das Werk gefällt oder nicht, müssen wir derzeit darauf Rücksicht nehmen, den deutschen Buchhandel, der uns unsere »Ausländerei« schon sehr verübelt, nicht weiter zu reizen.
>
> Erst dann, wenn wir eine Reihe neuer deutscher Bücher auf den Markt gebracht haben, können wir wieder daran denken, ein französisches Buch zu bringen. Selbstverständlich können wir Ihnen nicht zumuten darauf zu warten, da Sie selbst ja durch eine befristete Option gebunden sind. Wäre es nicht möglich, dass Ihnen Anet diese Option entsprechend verlängert?[46]

Die großen deutschen Verlage hatten nach Ende des Weltkriegs begonnen, verstärkt ausländische Literatur zu verlegen. Rowohlt z.B. brachte 1924 Honoré de Balzac groß auf den Markt und Kurt Wolff hatte von Beginn an tschechische und französische Literatur gefördert. In den ersten Nachkriegsjahren forcierte er vier große französische Romanciers (Guy de Maupassant, Emile Zola, Charles Louis Philippe, Romain Rolland).[47] Wie Göbel (ebd.) konstatiert, war die Konkurrenz unter den Verlagen mit Übersetzungen ausländischer Literatur in diesen Jahren - und hier wäre auch Th. Knaurs Nachf. zu nennen - allgemein groß und konkurrierende Parallelausgaben waren nicht selten (Zola, de Maupassant). Aber es machten sich nicht nur die deutschen Buchhändler, sondern auch die Verleger über die zunehmende Überfremdung des deutschen Büchermarktes Sorgen wie Gedanken.

In einem Aufsatz im Almanach des S. Fischer Verlags im Jahre 1928 meinte Verlagslektor Oskar Loerke, der deutsche Markt wäre »mit fremder Theater- und besonders Erzählungsliteratur dermaßen überschwemmt, daß es unserer eigenen

---

[44] G. Schwarz an Zsolnay Verlag, 21.5.1924, Ordner Anet.

[45] Felix Costa an Schwarz, 29.7.1924, ebd.

[46] Felix Costa an Schwarz, 8.8.1924, ebd.

[47] Göbel: Der Kurt Wolff Verlag, Sp. 896 ff.

neuen Dichtung immer mühevoller werden muß, sich zu behaupten und nach der Kriegserschöpfung zu der erhofften Erholung zu gelangen«.[48] Loerke wollte nicht dem Chauvinismus das Wort reden - und sein Verlag war ausländischer Literatur nicht abgeneigt (gewesen) - aber er sah den »hohen und humanen Begriff der Weltliteratur durch die spekulative Masseneinfuhr bedroht. Statt weltgültiger Kunst breitet sich Weltunterhaltung, Weltgeschwätz aus.« (ebd.) Mit seiner sorgsamen Auswahl etwa aus dem Romanangebot von Claude Anet und Colette, um nur zwei Autoren zu nennen, versuchte Felix Costa dieser Entwicklung auch im eigenen Interesse entgegenzusteuern. Der Grundsatz des Zsolnay Verlags war von dem des S. Fischer Verlags gar nicht so weit entfernt. Loerke hatte gemeint, es gehe darum, »möglichst nur solche Dichtungen des Auslandes vorzulegen, die nach menschlichem und künstlerischem Rang den guten Durchschnitt der deutschen Produktion überragen« (ebd.). Der Zsolnay Verlag wollte, wie es in einem Schreiben an John Galsworthy heißt, »the best literature of different nationalities« veröffentlichen. Zur »künstlerischen Mission« Zsolnays gehörte es, »wirklich bedeutende Werke der ausländischen Literatur«, Werke, deren Herausgabe »eine literarische Notwendigkeit« darstellten, vorzulegen.

Bis zu diesem Zeitpunkt hatte der Verlag bloß 12 Titel auf den Markt gebracht, fünf davon Übersetzungen und davon drei französische Werke. *Ariane* erschien erst am 24. Oktober. Das äußere Aussehen des Verlags entsprach aber noch nicht jenem »Literaturministerium für Äußeres«, als das ihn ein Journalist etwa zwei Jahre später durchaus positiv beschrieb,[49] war aber in dieser Phase besonders auf die Gunst des Buchhandels angewiesen. Georg Schwarz zeigte volles Verständnis für die Unmöglichkeit des Verlags, sich wegen des Bandes »Erdbeben« festlegen zu können. Costas Begründung in einem Schreiben vom 21. August 1924 zeigt erneut, wie schwer es gewesen sein muß, französische Literatur in Deutschland durchzusetzen:

> Es war uns bis jetzt unmöglich das Buch eingehend zu lesen, auch sind wir derzeit nicht in der Lage, Ihnen das Datum bekanntgeben zu können, bis zu welchem ein Erscheinen möglich ist. Es hängt hierbei sehr viel von dem Weihnachtsgeschäft ab und davon, ob es uns gelingen wird, die Vorurteile Deutschlands gegen fremde, insbesondere gegen französische Romane, zu brechen. Wir werden jedenfalls die Sache im Auge behalten und diesbezüglich wieder an Sie herantreten, sobald wir den Roman neuerdings und eingehender geprüft haben.

Trotz wiederholter Angebote Schwarz' sollte *Ariane* das einzige Werk Anets bleiben, das Zsolnay in Verlag nahm. Dabei rentierte sich die geringe Investition des ersten Romans sehr bald.

---

[48] Zitiert nach de Mendelssohn: S. Fischer, S. 1128.

[49] Dr. Leopold Thaler: Besuch bei Verlegern: Paul von Zsolnay. In: *Der Blaue Bücherkurier* (Wien), XXXVII. Jg., Nr. 580, 1.5.1926, S. 5-6. Hier S. 5. Zuerst erschienen in: *Prager Tagblatt*, Nr. 80, 3.4.1926, Literarische Wochenbeilage des *Prager Tagblatts*, S. I-II.

Nicht einmal zwei Jahre nach Erscheinen konnte bzw. wollte Zsolnay »aus propagandistischen Gründen« (Costa) das 50.Tsd. möglichst bald anzeigen können und griff - zum Unverständnis des Übersetzers - zu einer »immer geübte(n) Gepflogenheit erster Verlage«, wie ihm Costa am 12. August 1926 mitteilte, »die dem Autor keinen wie immer gearteten Nachteil bringt«. Der Verlag hatte nämlich die Überdruckexemplare (10% über die Auflage) in die Auflagenziffern miteingerechnet, was Schwarz zur Annahme verleitete, er würde um einen Teil seines Honorars gebracht. Dabei hatte sich der Verkauf der *Ariane* - er erreichte bis Anfang 1933 201 000, bis September 1956 gar 513 000 - derart entwickelt, daß die garantierte Mindestsumme im Sommer 1926 erreicht war. Die Gepflogenheit mit der erhöhten Auflage hat Zsolnay auch später mit Max Brod und Franz Werfel ebenfalls »aus propagandistischen Gründen« praktiziert.

Mittlerweile hatte sich die Verlagsbuchhandlung C. Weller & Co. in Leipzig, die den von Zsolnay abgelehnten Roman über die Zeit der russischen Gegenrevolution *Quand la terre trembla* (»Erdbeben«) in der Übersetzung von Georg Schwarz mit einem Vorwort von Grete von Urbanitzky unter dem Titel *Lydia Sergijewna* 1925 auf den Markt brachte, zum Stammverlag Anets entwickelt.

Im Dezember 1927 veranstaltete der Paul Zsolnay Verlag einen großen Empfang (Tee) für seinen Erfolgsautor und lud prominente Autoren und Wiener Literaturkritiker dazu ein. Es war dies Teil einer sehr gut geführten »p.r.-«Arbeit, die sich für den Verlag bezahlt machte. Am 8. Dezember hielt Anet im Großen Saal des Wiener Konzerthauses einen Vortrag zum Thema »Femmes Russes«. Auch in diesem Jahr begann der Verlag, seine Rückgabe des Optionsrechts auf die Werke Anets ein wenig zu bereuen. Im August 1929 schickte Georg Schwarz, dem an einer Weiterverbindung zum Zsolnay Verlag viel lag, einen neuen Roman Anets in deutscher Übersetzung. Der Titel: »Meyerling«. Felix Costa meinte, es wäre »eine ausserordentliche Genugtuung [...], wenn wir Sie hätten bitten können, uns den neuen Roman Claude Anets verbindlich anzubieten. Leider sehen wir aber in diesem Roman, dessen Qualitäten wir keineswegs unterschätzen, nicht die Möglichkeit, Sie zu bitten, die unterbrochene geschäftliche Verbindung zwischen Anet, Ihnen und uns neu aufzunehmen. Der Roman »Meyerling« - wenn wir uns einen freundschaftlichen Rat erlauben dürfen, legen wir Ihnen nahe, das Buch, wo immer es erscheint, unter einem anderen Titel erscheinen zu lassen - darf unserer Meinung nach aus stofflichen Gründen - diesem Stoff haftet irgendwie etwas Sensationelles an, wenn auch diese Sensation längst überholt ist, - von einem literarischen deutschen Verlag trotz der brillanten Darstellung nicht gebracht werden«.[50]

Costa überlegte sich das Engagement des Verlags für Anet doch, als ihm im März 1930 bekannt wurde, daß der Weller Verlag eventuell bereit wäre, die bei ihm erschienenen Werke Anets an den Zsolnay Verlag abzugeben. Die vier Bände, um die es sich handelte, - *Im Banne Asiens* (10.Tsd.), *Ende einer Welt* (5.Tsd.), *Russische Frauen* (18.Tsd.) und *Kleinstadt* (10.Tsd.) - hatten sich ja im Vergleich

[50] Felix Costa an Georg Schwarz, 28.8.1929, Ordner Anet.

zu manchem Ladenhüter des Wiener Unternehmens gar nicht schlecht verkauft. Weller verlegte außerdem ein paar Titel (wie Zsolnay auch) von Colette und Henri Barbusse. Das Interesse Costas an dem »Anet Objekt« wurde allerdings durch einen wichtigen Umstand beeinträchtigt. Wie sich herausstellte, war der bei Weller erschienene Titel *Lydia Sergijewna* in der 1-Mark-Serie des Ullstein Verlags unter dem Titel *Als die Erde bebte* veröffentlicht worden, und eben dieses Werk wollte Costa in der »Paul Zsolnays Bibliothek zeitgenössischer Werke« herausbringen. Die Übernahme war damit hinfällig, und einem Ankauf des ganzen Weller-Verlags wollte Costa »aus prinzipiellen, verlagstechnischen Gründen« nicht nähertreten. Das bedeutete aber nicht völliges Desinteresse am Verlagsobjekt Anet, denn Costa war gern bereit, einen »neuen« Roman des Autors zu lesen. Als erfolgloser Vermittler zwischen Zsolnay und Weller trat im übrigen ein alter Bekannter, der Agent Heinrich Manns, Lyonel Dunin, auf, der für den Zsolnay Verlag unter anderem noch zwei Romane von Henri Barbusse ins Deutsche übertrug: *Erhebung* (1930) und *Zola. Der Roman seines Lebens* (1932). Da Barbusse nach den Bücherverbrennungen des Frühjahrs 1933 auf dem Literaturmarkt in Deutschland unerwünscht war, mußte das am 13. Oktober 1932 letzterschienene Werk Barbusses (Auflage 5 000 Exemplare) schon Anfang Juni 1933 verramscht werden.

Der Zsolnay Verlag hatte lediglich an Anets Roman *Lydia Sergijewna* unvermindertes Interesse, lehnte aber weitere Anbote des Weller-Verlags ab. Zu einer Aufnahme im Rahmen der BZW kam es letztlich nicht.

Als im Juni 1929 von der *Ariane* eine wohlfeile Ausgabe veröffentlicht wurde, lag die Auflage bereits bei 100 000. Anläßlich der Verfilmung des Romans, die im Februar 1931 in den Kinos anlief, gab Zsolnay eine sehr preisgünstige Sonderausgabe (M 2,50) heraus. Auf dem neuen Umschlag war die Schauspielerin Elisabeth Bergner, die die Titelrolle spielte, abgebildet. Sechs Jahre nach dem Erscheinen des Werks erlebte der Verlag den wohl schnellsten Absatz eines Titels. In beiden Ausgaben legte man 1931 65 000 Exemplare auf. »Der Welt-Erfolg des Films 'Ariane', der mit dem Welterfolg des in unserem Verlag erschienenen Romanes in Zusammenhang steht,« schrieb Felix Costa im April 1931 an die Schauspielerin, »hat uns auf den Gedanken gebracht, Ihnen, hochverehrte gnädige Frau, einen neuen Vorschlag zu machen. In unserem Verlag ist der Roman 'Mitsou' von Colette erschienen, der gleich 'Ariane' einen ungewöhnlichen in weiteste Kreise dringenden Erfolg gehabt hat. Nun glauben wir, dass die Rolle der 'Mitsou', von Ihnen verkörpert, einem Tonfilm, der auf Grund dieses Romanes geschaffen wird, einen ganz ungeheuren Erfolg bringen könnte.«[51] Costa hatte von Madame Colette bereits die Ermächtigung wegen der Tonfilmrechte an ihrem Roman zu verhandeln und schickte Frau Bergner das Buch zum Studium. Eine Antwort auf den Vorschlag Costas liegt nicht vor. Frau Bergner war Ende 1932 nach England emigriert, und »Mitsou« wurde erst 1956 in Frankreich verfilmt.

---

[51] Felix Costa an Elisabeth Bergner, 27.4.1931, Ordner Colette.

Die letzte Auflage (197.-201.Tsd.) kam am 19. Januar 1933 auf den Markt. *Ariane* war sowohl im Buchhandel als auch in den Leihbüchereien ungeheuer populär. Als das Buch, das schon so lang am Markt war, wie aus heiterem Himmel am 24. August 1933 von der Deutschen Zentralpolizeistelle zur Bekämpfung unzüchtiger Schriften (!) in Berlin beschlagnahmt wurde,[52] wußte man, daß etwas an der Sache faul war. Es lag die Vermutung nahe, daß diese Maßnahme erstens mit der jüdischen Abstammung der abgebildeten Schauspielerin und zweitens mit den neu beigefügten Illustrationen zusammenhing.[53] Die Begründung war allerdings die übliche: das Werk sei (nach neun Jahren) »geeignet, die öffentliche Sicherheit oder Ordnung zu gefährden« (§ 7 der Verordnung des Reichspräsidenten zum Schutze des deutschen Volkes vom 4.2.1933). Nur: die sachlichen Voraussetzungen gemäß § 7 lagen nach der höchstgerichtlichen Rechtssprechung keineswegs vor. Über die Schritte, die zu der außergewöhnlichen, wenn nicht: einmaligen Rücknahme einer solchen Beschlagnahme bzw. eines durch die Reichsschrifttumskammer ausgesprochenen Verbots führten, sollen an späterer Stelle in Detail berichtet werden.

Mit der Veröffentlichung in den Jahren 1927 bis 1931 von insgesamt acht Werken der französischen Schriftstellerin Colette (1873-1954) konnte der Paul Zsolnay Verlag mit Ausnahme des bereits erwähnten Romans *Mitsou* nur einen sehr bescheidenen Erfolg erringen. Mit dem 1919 auf französisch erschienenen Roman feierte sie bei Zsolnay auch ihr Debüt. Am 29. April 1927 kam die erste Auflage von 10 000 Exemplaren auf den Markt. Vier Monate später folgten weitere 10 000 und im Februar 1928 erschien gar das 21.-30. Tsd. Im April 1933 wurde eine neue Ausgabe aufgelegt (5 000 Exemplare), doch wurde der Verlag vom Kommissionär in Leipzig später darüber informiert, daß mit 19. Juli 1936 das Buch in Deutschland nicht mehr vertrieben werden durfte. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg stellte sich der Erfolg mit diesem Werk richtig ein: Ende 1958 konnte der Verlag einschließlich aller Lizenzausgaben das 253. Tausend erreichen. Zsolnay wollte und konnte nicht alle Bücher von Colette verlegen. Mehrere Angebote lehnte er mit dem Hinweis ab, sie würden nicht auf der Verlagslinie liegen, andere waren auf Deutsch bei Kiepenheuer und bei Weller herausgekommen. Auf *Mitsou* folgten im September 1927 als 1.-15. Tsd. der Roman *Renée Néré* (*La vagabonde*, 1910), im September 1929 *Mein Elternhaus* (*La maison de Claudine*, 1922) in einer Erstauflage von 8 000, im März 1928 *Die Fessel* (*L'Entrave*, 1913) in einer Auflage von 15 000, der Roman *Tagesanbruch* (*La naissance du jour*, 1928) im November 1928 in einer Auflage von 10 000 und *Die Andere* (*La séconde*, 1929) bei zwei Auflagen im September und November 1930 in einer Höhe von insgesamt 10 000 Exemplaren. Mit der Titelwahl des nächsten Werkes, das im folgenden April erschien, nämlich *Komödianten*, provozierte der Verlag einen raren Brief der Autorin. Das autobiographische Werk *L'Envers du music-hall* war 1913 erschienen, und

---

[52] Die Bekanntgabe der Beschlagnahme erfolgte im *Börsenblatt*, Nr. 208 am 7.9.1933.

[53] Zum »Skandal«, den Bergners Abstammung auslöste, siehe u.a. Joseph Wulf: *Theater und Film im Dritten Reich. Eine Dokumentation*. Frankfurt-Berlin-Wien: Ullstein 1983, S. 305.

der Verlag »übersetzte« den Titel mit *Komödianten. Meine Gefährten und ich* in einer Ausgabe, die in einer Auflage von 5 000 Exemplaren auf den Markt gebracht wurde. In einem handschriftlichen Brief, der vermutlich aus dem Mai 1931 stammt, schrieb Colette: »Qui diable a pu vous donner l'idée d'appeler 'Comédiens' un livre où il n'y a même pas la silhouette *d'un seul* comédien?«[54] Also: was, zum Teufel, ist Ihnen eingefallen, ein Buch, in dem nicht der leiseste Schatten eines Komödianten vorkommt, Komödianten zu nennen? Wenn der Verlag wegen eines Titels verlegen war, hätte er doch die Autorin um ihre Meinung bitten können. Ein schlechter Titel, so Colette, entstelle immer ein Werk. Der Absatz auch des letzten Buches, *Friede bei den Tieren* (*La paix chez les bêtes*), das im November 1931 als 1.-5.Tsd. herauskam, ließ auch zu wünschen übrig. Bis auf *Mitsou*, das ohnehin ab 1936 nicht mehr verkauft werden durfte, wurden alle Bücher von Colette im Jänner 1933 verramscht. Einen größeren Erfolg mit dieser Autorin landete der Verlag erst nach dem Zweiten Weltkrieg.

[54] Colette an Mon cher Éditeur, undatiert, Ordner Colette.

6. Exkurs. Der »Zeitkunst-Verlag«

Bereits im ersten Jahr 1924 gründete Paul Zsolnay einen zweiten Verlag, dessen Name auf einen Vorschlag des Musik- und Kunstschriftstellers Paul Stefan zurückging. Er hieß »Zeitkunst-Verlag«. Wann der Beschluß fiel, wissen wir nicht, jedenfalls bestand der neue Verlag in der zweiten Septemberhälfte dieses Jahres. Es dürfte so gewesen sein, daß Paul Zsolnay, der die Absicht hatte, auch zeitgenössische Kunst und Musik zu pflegen, sich nach möglichen Geschäftsverbindungen umsah. Sein literarischer Leiter Felix Costa war vom Konzern der Gesellschaft für graphische Industrie gekommen und konnte daher vermitteln. Potentielle Konkurrenten auf dem heimischen Markt in dieser Sparte waren zu diesem Zeitpunkt aus dem Rennen. Sie waren großteils Opfer der Bankenzusammenbrüche im Frühjahr, wie auch der eigenen Geschäftsführung.

Paul Stefan hatte große Erfahrung mit Musikbüchern und hatte bereits eine breite Palette von Büchern über die österreichische, vor allem zeitgenössische Wiener Musikszene publiziert (Gustav Mahler, Richard Wagner, Wiener Opernspiel, Mozart), nicht zuletzt für E.P. Tals Reihe »Neue Musikbücher«. So war die Rikola Verlag A.G., die wie die Gesellschaft für graphische Industrie ebenfalls zum Vertikalkonzern des Bankiers Richard Kola gehörte, nicht mehr in der Lage, Kunst- und Musikbücher zu verlegen. Sie war durch ihre ungehemmte Produktion und ihr durch eine Überzahl von Serien und Reihen zersplittertes Programm zu einer Fortsetzung nicht mehr fähig. Der »Literaria-Verlag« versuchte 1923 ebenfalls mit anspruchsvollen Kunstbüchern sein Glück, geriet aber in die gleichen finanziellen Schwierigkeiten. Der kleinere Individualverlag E.P. Tal & Co. hatte es auch - gemeinsam mit der Universal-Edition - mit Reihen für zeitgenössische Musik versucht, war aber im Grunde genommen zu kapitalschwach, um sich behaupten zu können. Wie die »Literaria« und der Rikola Verlag war auch die Wiener Literarische Anstalt, WILA, bereits auf dem Weg in den Konkurs.[1] Für die WILA gab Paul Stefan die ehrgeizige Reihe *Die Wiedergabe. Wiener Gegenwart und ihr Besitz* heraus. Bis zum Frühjahr waren bereits 22 Bände dieser Serie erschienen, davon vier Werke, die er selber verfaßt hatte: Anna Bahr-Mildenburg, Die Wiener Oper, Mahler für jedermann und Hugo von Hofmannsthal.

Stefan trat Anfang September an Paul Zsolnay mit dem Wunsch heran, ein Buch über Arnold Schönberg zu verlegen. Es ist durchaus möglich, daß das Buch für die Reihe »Die Wiedergabe« bestimmt war, aber dort nicht mehr erscheinen konnte. Zsolnay nahm das Manuskript an und machte es zum Grundstein des neuen Verlags. Am 24. September schreibt der Verleger an Paul Stefan:

---

[1] Siehe Hall: *Österreichische Verlagsgeschichte*, Band II, S. 456-474. Hier S. 465ff.

Sehr geehrter Herr Doktor!

Unter Bezugnahme auf die zwischen uns stattgefundene Unterredung nehmen wir Ihr Einverständnis, dass Ihr Buch »Arnold Schönberg« in dem von uns neugegründeten Verlag, der - wir verdanken Ihnen den Titel - Zeitkunst-Verlag genannt sein wird, als erstes Buch erscheinen wird, mit Vergnügen zur Kenntnis.

Wir hoffen, dass dieser neue Verlag, dessen administrative Arbeiten in der Gumpendorferstrasse von der Gesellschaft für Graphische Industrie durchgeführt werden werden, sich als lebensfähig erweisen wird.

Der neue Z e i t k u n s t - V e r l a g übernimmt die zwischen Ihnen und dem Zsolnay Verlag getroffenen vertraglichen Vereinbarungen.

Mit hochachtungsvoller Begrüssung[2]

Obwohl hier ausdrücklich von einem Verlag die Rede ist, war ein solcher Betrieb nicht handelsgerichtlich protokolliert.[3] Wie dem auch sei, kam der erste Titel, Paul Stefans Werk *Arnold Schönberg. Wandlung-Legende-Erscheinung-Bedeutung*, mit Impressum »Zeitkunst-Verlag Wien Berlin Leipzig« 1924 in den Handel.[4] Aber Mitte Dezember dieses Jahres scheint der neue »Verlag« nicht mehr so vorrangig in Zsolnays Planung gewesen zu sein. Nach dem Erscheinen seines Buchs bemühte sich Stefan um die Übernahme seines im Piper Verlag erschienenen Mahlerbuchs[5] durch den Zsolnay Verlag, aber »nach reiflicher Überlegung« kam der Verlag zur Überzeugung, »dass es weder in Ihrem Interesse noch im Interesse unseres Verlages gelegen« sei, das Werk zu übernehmen. Der Grund: »Herr von Zsolnay ist der Ansicht, dass Ihr Buch im Piper Verlag den ehrenvollen Platz einnimmt, der ihm zukommt und dass der Zsolnay Verlag, der mit dem Programm bereits erworbener Bücher derart überlastet ist, dass er für eine geraume Zeit nicht in der Lage ist, ein neues Werk anzunehmen, Ihrem Buch nicht die individuelle Behandlung angedeihen lassen könnte, die mit eine Voraussetzung für den Erfolg des Werkes bedeutet.«[6] Aber eine Biographie des 24-jährigen Franz Werfel war bereits in Planung, erfährt man im selben Brief an Stefan: »Auch an eine Fortsetzung der »Zeitkunst« Reihe denkt der Verlag derzeit nicht. Als nächstes Buch dieser Reihe kommt unbedingt erst das Buch über Werfel in Frage, diesbezüglich wir seit längerer Zeit in Unterhandlung stehen.«(ebd.) Gespräche wurden mit dem Schnitzler-Biographen Richard Specht, der Alma Mahler bei der Auswahl der Briefe Gustav Mahlers für

---

2 Ordner Stefan.

3 Es ist zudem fraglich, ob ein solcher Firmenname vom Handelsgericht genehmigt worden wäre, denn ein 1919 gegründetes Unternehmen trug bereits den Namen »Wiener Zeitkunst Ges.m.b.H.« (Reg. C 30, 144).

4 Layout und Schriftart entsprechen den Titelseiten der übrigen Publikationen des Zsolnay Verlags in diesem Jahr. Für Details über dieses in Wien schwer auffindbare Werk bin ich Frau Dr. Sigrid Wiesmann, Internationale Schönberg-Gesellschaft, Mödling, sehr dankbar.

5 *Gustav Mahler. Eine Studie über Persönlichkeit und Werk*. Neue, verm. und veränderte Ausgabe. München: R. Piper 1920.

6 Felix Costa an Paul Stefan, 16.12.1924, Ordner Stefan.

den Zsolnay Verlag behilflich war,[7] geführt, obwohl Specht erst im Sommer 1925 mit dem Autor ausdrücklich für die Biographie mit Werfel zusammenkam.[8]

Costa blieb bei seiner Ablehnung bezüglich des Mahlerbuchs, als er Stefan im folgenden Juli mitteilte, der Verlag wolle »aus prinzipiellen Gründen« einer Übernahme nicht nähertreten. Der Verlag sei bereits mehr Vereinbarungen eingegangen, als er zu dieser Zeit verkraften konnte. Daher reagierte Costa ablehnend (»derzeit aus rein technischen Gründen«), als Stefan »Das Frankreich-Buch« vorschlug (16.7.1925): »Wir haben alle Mühe«, ließ ihn Costa wissen, »die vertraglichen Verpflichtungen, die wir bereits eingegangen sind einzuhalten und sehen uns infolge dessen dazu veranlasst für das nächste halbe Jahr keine neue Bindung einzugehen.«[9] Welchen rechtlichen Status der Zeitkunst Verlag auch immer hatte, so war die Übernahme des Vertriebs des Schönberg-Buchs durch den Paul Zsolnay Verlag zu diesem Zeitpunkt »in die Wege geleitet« (ebd.) und würde in nächster Zeit vollzogen werden.

Der Verlag oder die »Reihe« Zeitkunst schien damit endgültig ad acta gelegt worden zu sein, aber das war nicht der Fall. Anläßlich einer Besprechung Costas (über die er immer einen Aktenvermerk anlegte) mit dem Übersetzer und Literaturagenten Otto Mandl (H.G. Wells, Colette u.a.) im August 1928 lebte der Verlag plötzlich wieder auf. Obwohl das »Objekt« Wells im Mittelpunkt des Gesprächs stand, versuchte Mandl, wie es eben zu seinen Agenden gehörte, dem Verlag auch andere Autoren schmackhaft zu machen. Dazu zählte neben dem berühmten französischen Essayisten und Philosophen Alain[10] auch eine unbekannte Lyrikerin namens Lonja von Holzing, die er Costa eindringlich ans Herz legte. Keine Seite vermochte den anderen zu überzeugen, und Costa blieb bei seiner Ablehnung, die Gedichte Frau von Holzings im Paul Zsolnay Verlag nicht erscheinen zu lassen. Er brachte daher eine Alternative ins Spiel. Nur war für Mandl »der Gedanke, die Gedichte im 'Zeit Kunstverlag' herauszubringen«, leider »nicht sonderlich sympathisch«.[11] Der Verlag überlegte es sich dann doch: 1930 erschien ein Band von Lonja Stehelin-Holzing (1898-1964) mit dem Titel *Gedichte*.

Zu den vorhin angesprochenen vertraglichen Verpflichtungen, die der Verlag eingegangen war, zählte der mit Paul Zsolnay offensichtlich persönlich näher befreundete Kunstschriftsteller Julius Meier-Graefe, mit dem schon seit Anfang 1924 Kontakt bestand. Meier-Graefes Arbeit für den Paul Zsolnay Verlag sollte lediglich ein kurzer Seitensprung weg von Piper und Rowohlt werden. Nach dem Essayband *Die doppelte Kurve* verpflichtete sich der Autor beim Zsolnay Verlag für zwei weitere Bücher, eines über Dostojewski und ein Reisebuch über den Orient und nahm

---

7 Vgl. Jungk: *Franz Werfel*, S. 145.

8 Ebd., S. 165f. Das Werk erschien erst am 27. März 1926 u.d.T. *Franz Werfel. Versuch einer Zeitspiegelung* (328 S.).

9 Costa an Paul Stefan, 16.7.1925, Ordner Stefan.

10 D.i. Emile Chartier. Von Alain erschien im November 1932 (Aufl. 2 000) bei Zsolnay das Werk *Lebensalter und Anschauung*. Das Werk wurde Anfang 1934 in Berlin verramscht.

11 Protokoll der »Besprechung mit Direktor Otto Mandl vom 8. August 1928«, Ordner Colette.

einen anständigen Vorschuß an. Meier-Graefe teilte dem Verlag allerdings 1925 mit, daß ein anderer Verlag - es handelte sich um Rowohlt - ihm ein höheres Honorar angeboten habe. Meier-Graefe kehrte zu Rowohlt zurück, wo beide Werke 1926 bzw. 1927 erschienen.[12] Paul Zsolnay war insofern nicht nachtragend, als er sich bereit erklärte, gemeinsam mit dem Piper Verlag und Rowohlt Verlag die Kosten für eine Festschrift für Meier-Graefe (*Widmungen*) zu teilen. Dem Zsolnay Verlag blieb es gegönnt, 1932 eine Lizenzausgabe des 1922 bei Piper erschienenen *Vincent van Gogh. Roman eines Gottsuchers* zu veranstalten.

[12] *Dostojewski der Dichter* (1926); *Pyramide und Tempel* (1927).

7. Der Kampf um Galsworthy

Das Dreigestirn der frühen Jahre und der Grundstein des Erfolgs waren Franz Werfel, Heinrich Mann - beide von Kurt Wolff geerbt - und John Galsworthy. Dieser war schon seit frühester Jugend mit Österreich persönlich verbunden. Über den Helden seiner Knabenjahre, den Tiroler »Freiheitshelden« Andreas Hofer, schrieb er gar mit sechs Jahren einen Aufsatz und für seine erste größere Erzählung *Villa Rubein* (1910) wählte er ein südtirolerisches Lokalkolorit. 1909 war sein Streikdrama *Kampf* an der Wiener Volksbühne und vier Jahre später das Drama *Justiz*, zu dessen Premiere er nach Wien reiste, ebendort aufgeführt worden. In den 20er Jahren wurden weitere Stücke Galsworthys in Wien aufgeführt, sodaß seine Entscheidung für den Zsolnay Verlag so etwas wie eine Heimkehr war. Vor allem dieser Schriftsteller liefert ein anschauliches Beispiel nicht nur für die freundschaftlich-persönliche Einstellung des Verlags zu seinen Autoren, sondern auch für das, um die heutige Sprache zu gebrauchen, konsequente Marketing. Schon seit 1909 waren Werke Galsworthys neben den in der Tauchnitz Edition erschienenen englischen Originaltexten in deutscher Übersetzung auf dem Markt. Bis er erstmals 1924 von Zsolnay unter Vertrag genommen wurde und »seinen« deutschen Übersetzer und autorisierten Agenten Leon Schalit bekam, waren insgesamt 11 Werke des Autors - Theaterstücke wie Romane - in fünf verschiedenen Verlagen verstreut.[1] Den ersten Rang nahm Bruno Cassirer in Berlin mit fünf Titeln ein,[2] gefolgt von Oesterheld & Co. (3 Titel), Rikola Verlag (1 Titel), Rascher & Cie. (1 Titel) und Anzengruber-Verlag Brüder Suschitzky (1 Titel, 1916, von dem man erst später erfuhr, daß es sich um einen Raubdruck gehandelt hatte). Eines dieser Werke, das 1914 bei Oesterheld & Co. erschienene Drama in 4 Akten, *Der Flüchtling* (*The Fugitive*), wurde übrigens von dem erst zwanzigjährigen L. Leonhard = Leon Schalit ins Deutsche übertragen. Aber hier von einer konsequenten Pflege, von einem systematischen Bemühen, den Autor am deutschen Markt durchzusetzen, kann man nicht sprechen. Zur verlegerischen Strategie Zsolnays gehörte es, neben der »leidenschaftlichen Hingabe an das Werk«,

---

[1] Streng genommen waren es 12. »Als Manuskript vervielfältigt« wurde 1909 das Werk *Kampf. Schauspiel in drei Akten* in der Übersetzung von Frank E. Washburn Freund von der Vertriebsstelle des Verbandes Deutscher Bühnenschriftsteller, Ges.m.b.H. Berlin aufgelegt.

[2] Dazu Heinz Sarkowski: Bruno Cassirer. Ein deutscher Verlag 1898-1938. In: *Imprimatur. Ein Jahrbuch für Bücherfreunde*. Neue Folge VII. Hrsg. Heinz Sarkowski. Frankfurt am Main 1972, S. 107-131. Hier S. 123.

»geschmackvolle und doch wirksame Propaganda zu betreiben«,[3] was bislang kaum der Fall gewesen war.

Wie bereits erwähnt, bestand der Kontakt zwischen Felix Costa und Leon Schalit seit dem Dezember 1923. Der Verlag bekundete »größtes Interesse daran, ein oder zwei Werke Galsworthys in unseren Initialreihen herauszugeben« und erhoffte sich »dadurch die Anbahnung einer dauernden Verbindung mit Galsworthy und Ihnen, sehr geehrter Herr Redakteur«.[4] Da Romane zu diesem Zeitpunkt nicht zur Verfügung standen, kamen vorerst nur bereits übersetzte Werke und zwar *Awakening*, dt. *Der kleine Jon* (= Auszug aus der *Forsyte Saga*) und ein Band mit den besten Novellen und Skizzen Galsworthys in Betracht. Mitte Januar 1924 erklärte sich der Verlag bereit, die Bücher »in würdiger Ausstattung erscheinen zu lassen« und erwarb zugleich die Rechte auf zehn Jahre. Der Novellenband, als dessen Titel Schalit »Der Menschenfischer« (*A Fisher of Men*) vorschlug, kam am 21. Mai auf den Markt. Galsworthy schickte den ersten von ihm unterzeichneten Vertrag an den Verlag, wofür dieser sich bedankte und zum Grundsätzlichen folgendes in etwas holprigem Englisch hinzufügte:

> While thanking you we wish at the same time to express our great pleasure in having the opportunity of publishing the works of an author of so high a standing as you; you may be assured that we shall do all in our power to issue them in such a manner as will give you satisfaction in every sense of this expression. We hope that this, our first attempt, will prove the beginning of a closer and closer relationship between ourselves and you, dear Sir. We feel sure that there will be a large public eager to read and appreciate a German edition of all your works. [...]
>
> No doubt Mr. Schalit has informed you of our plans and ideals; it will always be our endeavour to publish the best literature of different nationalities.[5]

Zahlungen an Galsworthy erfolgten auf Dollarbasis zum jeweiligen Tageskurs. Der Novellenband *Der Menschenfischer* war zwar in Relation zu anderen Verlagswerken ein Erfolg - bis Ende 1927 wurden in vier Auflagen 15 000 Exemplare ausgeliefert - aber nur nicht das verkaufsträchtigste Werk des britischen Autors. Auf den *Menschenfischer* folgten im November 1924 eine Ausgabe der Erzählung *Der kleine Jon* und einige Tage darauf das Drama *Urwald* (*The Forest*). Hinzu kam noch das Schauspiel *Loyalität* (*Loyalties*). Gegen Ende des Jahres hatte der junge Verlag also bereits 4 Werke von Galsworthy gedruckt - mehr als in den Jahren seit 1913 überhaupt, aber mit Bühnenwerken war, sofern man nicht auch die Bühnenrechte besaß und Aufführungen nicht erfolgten, kein Staat zu machen. Aus diesem

---

[3] Zur Psychologie des Verlegererfolges. Von Paul Zsolnay. In: *Der blaue Bücherkurier* (Wien), XXXIX.Jg., Nr. 594, 1.10.1928, S. 1-2. Abgedruckt in Hall: *Österreichische Verlagsgeschichte*, Band II, S. 487f.

[4] Costa an Schalit, 29.12.1923, Ordner Galsworthy. Von Schalit stammt eine eingehende Würdigung des Autors u.d.T. »John Galsworthy«, in: *Der Kampf. Sozialdemokratische Zeitschrift* (Wien), 17. Bd., April 1924, S. 156-161.

[5] Paul Zsolnay Verlag an Galsworthy, 6.2.1924, Ordner Galsworthy.

Grund zögerte der Verlag, als Schalit das Stück *Der Familienvater* (*A Family Man*) druckreif anbot. Mit Hinweis darauf, daß »jede neue Annahme eines Werkes im Einvernehmen zwischen Herrn v. Zsolnay und mir erfolgt«, versuchte Costa Schalit das Werk wieder auszureden:

> Bereits 3 Dramen Galsworthys haben wir gedruckt und den Werken eine Ausstattung angedeihen lassen, die unbedingt als würdig zu bezeichnen ist, obwohl wir keinen Augenblick darüber im Zweifel waren, dass ein buchhändlerischer Erfolg mit Dramen, selbst wenn sie von Galsworthy sind, nicht zu erzielen ist. Ich glaube darüber ist kein weiteres Wort zu verlieren.
> Es wäre uns nun sehr erwünscht, wenn wir durch Ihre Vermittlung davon enthoben sein würden, in nächster Zeit weitere Dramen als Einzelausgaben zu bringen. Ich glaube, dass *in Anbetracht des höheren Zweckes, den wir mit der Publizierung der Werke Galsworthys verfolgen*, Galsworthy unseren Standpunkt verstehen und billigen wird. Wir haben schon oft darüber gesprochen, einen Dramenband Galsworthys herauszugeben. Ich bin der Ansicht, dass der Zeitpunkt hierzu bald gegeben sein wird. Z.B. im nächsten Herbst, nach dem Erfolg des »Patriziers«. Dieser Dramenband soll Loyalität, Urwald, Fenster und Familienvater enthalten und eventuell sogar, wenn es bezüglich des Umfangs durchzuführen ist, noch ein 5. Drama. »Familienvater« und eventuell das 5. Drama wollen wir als Einzelausgabe nicht veröffentlichen, sondern nur für den Dramenband erwerben.
> Der einzige stichhältige Einwand, der gemacht werden könnte, wäre, dass Sie, sehr geehrter Herr Schalit, und Galsworthy sagen könnten, dass Exemplare für den Bühnenvertrieb vorhanden sein sollen. Diesem Einwand möchte ich damit begegnen, dass auch bezüglich des Bühnenvertriebes zwischen Ihnen und unserem Verlag ein Übereinkommen getroffen werden soll. Ich glaube, dass es recht und billig wäre, wenn Sie uns eine Option auf den Bühnenvertrieb unter denselben Bedingungen, die Sie vom Verlag Pfeffer erhalten, einräumen würden. Die Herstellung, respektive Vervielfältigung der Bühnenexemplare wäre damit automatisch unsere und Felix Bloch's Erben Sache.
> Wenn wir also bezüglich des »Familienvaters« und eines eventuellen neuen Dramas Galsworthys und Ihre Zustimmung erhalten, wäre unser Plan derart, dass wir den »Patrizier« als Band I (ohne dass das Buch die Bezeichnung trägt) der ausgewählten Werke Galsworthys herausbringen, den »Menschenfischer« als Band II (die 1. Auflage dürfte bis dahin ja schon vergriffen sein) und als Band III den Dramenband mit den 5 Dramen. Auf diese Weise ist meiner Meinung nach den Interessen aller Beteiligten gedient.[6]

Der Familienvater kam in einer Einzelausgabe erst im Dezember 1926 (Aufl. 3 000) auf den Markt.

Bereits im ersten Jahr des Verlagslebens stand die allgemeine Linie bzw. die systematische Strategie mit den Werken Galsworthys fest, und diese gab dem Verlag rückblickend Recht. Der »höhere Zweck«, den Costa und Zsolnay mit der Publikation der Werke Galsworthys zu verfolgen vorgaben, kehrte einige Wochen später aus ähnlichem Anlaß wieder. Diesmal bot Schalit dem Verlag die Novelle »Abendglühen« an, doch mußte ihm Costa folgendes mitteilen:

---

[6] Costa an Schalit, 8.11.1924, ebd.

Ich habe Ihr freundliches Anbot genannter Novelle mit Herrn von Zsolnay eingehend besprochen, und Herr von Zsolnay und ich sind gemeinsam zu dem Resultat gekommen, das Ihnen mein heutiger Brief mitteilen soll.

Im Interesse der von uns freiwillig und gerne übernommenen *Mission, John Galsworthy, den verehrten Dichter, den Deutschen zu vermitteln*, halten wir es nicht für angezeigt, stets Splitter seines Schaffens, mögen sie an sich auch sehr bedeutend sein, zu verlegen; sondern unsere Absicht geht dahin, im Rahmen der ausgewählten Werke alljährlich ein grosses Buch Galsworthys herauszubringen. Nach meiner verlegerischen Erfahrung halte ich dies für den einzig richtigen Weg, *Galsworthy durchzusetzen und wirksam zu propagieren*.[7] Sowohl die Buchhändler, unsere Kunden, als auch das Publikum sehen aus dem Entschluss der Herausgabe Ausgewählter Werke den Ernst des Verlages und die Bedeutung, die dem Dichter zukommt.

Ich bin der festen Überzeugung, dass Sie sich unserer Ansicht nicht verschliessen können, und bitte Sie recht sehr, John Galsworthy in diesem Sinne zu unterrichten.[8]

Bei einem solch zukunftsträchtigen Verlagsobjekt war es nur verständlich, daß Costa nun auf den Abschluß eines Generalvertrags mit Galsworthy und Schalit pochte: »Obwohl unser bisheriges freundschaftliches Einvernehmen und Ihre uns oft gemachten Zusagen die Ausfertigung eines Generalvertrages zur Formsache machen, müssen wir dennoch, wenn wir uns auf ein so großes Objekt festlegen, auf eine vertragliche Unterlage Wert legen.«[9] Ein solcher Vertrag kam nicht gleich zustande, aber der Verlag verfolgte in Vorbereitung darauf eine zweite strategische Linie, den sukzessiven Erwerb sämtlicher von Galsworthy an deutsche Verlage vergebenen Rechte. Das Handeln und Feilschen beanspruchte Monate und Jahre und glich nicht selten einem populären Gesellschaftsspiel, dessen Ziel darin besteht, Grundstücke, Häuser und Hotels zu erstehen und ganze Straßen zu besitzen.

Die erste Initiative in dieser Richtung ging nicht vom Zsolnay Verlag, sondern von einem Mitbewerber, der Verlagsbuchhandlung Bruno Cassirer in Berlin, aus. Seit dem Jahr 1913 hatte Cassirer allerdings für Galsworthy keinen Finger mehr gerührt, ja alles, was bei ihm erschienen war - zwei Dramen und drei Romane - waren längst vergriffen. Die ersten beiden Werke bei Zsolnay hatten ja nun das Verlagsobjekt Galsworthy aufgewertet, und das wußten die diversen Rechteinhaber, zu denen auch Bruno Cassirer gehörte. So langte am letzten Dezembertag 1924 ein Brief Cassirers bei Zsolnay ein, in dem jener eine unmittelbar bevorstehende Neuausgabe der drei vergriffenen Galsworthy-Romane ankündigte. Daß dies ein Bluff war, um den Pokereinsatz zu erhöhen, scheint - rückblickend - sehr wahrscheinlich zu sein, denn auffallend war, daß Cassirer für Galsworthy nunmehr 11 Jahre lang nichts getan hatte. Da Cassirer von den Plänen Zsolnays, weitere Werke Galsworthys herauszugeben, gehört hatte, erachtete es der Berliner Verleger für nötig, Zsolnay darüber zu informieren, daß ein Vertrag zwischen Galsworthy und ihm vorliege, der ihm ein Anrecht auf künftige Werke sichere und ferner für eine Ausgabe des Romans des Hochadels *Der Patrizier* bereits einen Verlagsvertrag

[7] Hervorhebungen vom Verf.

[8] Costa an Schalit, 2.12.1924, Ordner Galsworthy.

[9] Ebd.